




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Insel-Almanach auf das Jahr 1934



Insel-Almanach

auf das Jahr

1934

Im Insel-Verlag zu Leipzig

Kalendarium

Auf denn, nicht träge denn,
strebend und hoffend hinan!
Weit, hoch, herrlich der Blick
rings ins Leben hinein.
Von Gebirg zu Gebirg
schwebet der ewige Geist,
ewigen Lebens ahndevoll.

*

Goethe



Januar

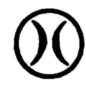
1 Neujahr
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Epiphanias

7 1. Sonntag n. Ep.
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 2. Sonntag n. Ep.
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend

21 3. Sonntag n. Ep.
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 Septuagesimä
29 Montag
30 Dienstag
31 Mittwoch



Februar

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Sexagesimä
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Estomihi
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 Invokavit
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 Reminiszere
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch



März

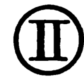
1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 Okuli
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 Lätare
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 Judika
19 Montag
20 Dienstag
21 Mittwoch
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 Palmarum
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Gründonnerstag
30 Karfreitag
31 Sonnabend

April	Mai	Juni
1 Ostersonntag	1 Dienstag	1 Freitag
2 Ostermontag	2 Mittwoch	2 Sonnabend
3 Dienstag	3 Donnerstag	3 1. Sonnt. n. Trin.
4 Mittwoch	4 Freitag	4 Montag
5 Donnerstag	5 Sonnabend	5 Dienstag
6 Freitag	6 Rogate	6 Mittwoch
7 Sonnabend	7 Montag	7 Donnerstag
8 Quasimodogeniti	8 Dienstag	8 Freitag
9 Montag	9 Mittwoch	9 Sonnabend
10 Dienstag	10 Himmelfahrt	10 2. Sonnt. n. Trin.
11 Mittwoch	11 Freitag	11 Montag
12 Donnerstag	12 Sonnabend	12 Dienstag
13 Freitag	13 Exaudi	13 Mittwoch
14 Sonnabend	14 Montag	14 Donnerstag
15 Mis. Domini	15 Dienstag	15 Freitag
16 Montag	16 Mittwoch	16 Sonnabend
17 Dienstag	17 Donnerstag	17 3. Sonnt. n. Trin.
18 Mittwoch	18 Freitag	18 Montag
19 Donnerstag	19 Sonnabend	19 Dienstag
20 Freitag	20 Pfingstsonntag	20 Mittwoch
21 Sonnabend	21 Pfingstmontag	21 Donnerstag
22 Jubilate	22 Dienstag	22 Freitag
23 Montag	23 Mittwoch	23 Sonnabend
24 Dienstag	24 Donnerstag	24 4. Sonnt. n. Trin.
25 Mittwoch	25 Freitag	25 Montag
26 Donnerstag	26 Sonnabend	26 Dienstag
27 Freitag	27 Trinitatisfest	27 Mittwoch
28 Sonnabend	28 Montag	28 Donnerstag
29 Kantate	29 Dienstag	29 Freitag
30 Montag	30 Mittwoch	30 Sonnabend
	31 Donnerstag	





Juli

1 5. Sonnt. n. Trin.
2 Montag
3 Dienstag
4 Mittwoch
5 Donnerstag
6 Freitag
7 Sonnabend

8 6. Sonnt. n. Trin.
9 Montag
10 Dienstag
11 Mittwoch
12 Donnerstag
13 Freitag
14 Sonnabend

15 7. Sonnt. n. Trin.
16 Montag
17 Dienstag
18 Mittwoch
19 Donnerstag
20 Freitag
21 Sonnabend

22 8. Sonnt. n. Trin.
23 Montag
24 Dienstag
25 Mittwoch
26 Donnerstag
27 Freitag
28 Sonnabend

29 9. Sonnt. n. Trin.
30 Montag
31 Dienstag

August

1 Mittwoch
2 Donnerstag
3 Freitag
4 Sonnabend

5 10. Sonnt. n. Trin.
6 Montag
7 Dienstag
8 Mittwoch
9 Donnerstag
10 Freitag
11 Sonnabend

12 11. Sonnt. n. Trin.
13 Montag
14 Dienstag
15 Mittwoch
16 Donnerstag
17 Freitag
18 Sonnabend

19 12. Sonnt. n. Trin.
20 Montag
21 Dienstag
22 Mittwoch
23 Donnerstag
24 Freitag
25 Sonnabend

26 13. Sonnt. n. Trin.
27 Montag
28 Dienstag
29 Mittwoch
30 Donnerstag
31 Freitag

September

1 Sonnabend

2 14. Sonnt. n. Trin.
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend

9 15. Sonnt. n. Trin.
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 16. Sonnt. n. Trin.
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 17. Sonnt. n. Trin.
24 Montag
25 Dienstag
26 Mittwoch
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 18. Sonnt. n. Trin.



Oktober

1 Montag
2 Dienstag
3 Mittwoch
4 Donnerstag
5 Freitag
6 Sonnabend

7 19. Sonnt. n. Trin.
8 Montag
9 Dienstag
10 Mittwoch
11 Donnerstag
12 Freitag
13 Sonnabend

14 20. Sonnt. n. Trin.
15 Montag
16 Dienstag
17 Mittwoch
18 Donnerstag
19 Freitag
20 Sonnabend

21 21. Sonnt. n. Trin.
22 Montag
23 Dienstag
24 Mittwoch
25 Donnerstag
26 Freitag
27 Sonnabend

28 22. Sonnt. n. Trin.
29 Montag
30 Dienstag
31 Mittwoch



November

1 Donnerstag
2 Freitag
3 Sonnabend

4 23. Sonnt. n. Trin.
5 Montag
6 Dienstag
7 Mittwoch
8 Donnerstag
9 Freitag
10 Sonnabend

11 24. Sonnt. n. Trin.
12 Montag
13 Dienstag
14 Mittwoch
15 Donnerstag
16 Freitag
17 Sonnabend

18 25. Sonnt. n. Trin.
19 Montag
20 Dienstag
21 Bußtag
22 Donnerstag
23 Freitag
24 Sonnabend

25 Totenfest
26 Montag
27 Dienstag
28 Mittwoch
29 Donnerstag
30 Freitag



Dezember

1 Sonnabend

2 1. Advent
3 Montag
4 Dienstag
5 Mittwoch
6 Donnerstag
7 Freitag
8 Sonnabend

9 2. Advent
10 Montag
11 Dienstag
12 Mittwoch
13 Donnerstag
14 Freitag
15 Sonnabend

16 3. Advent
17 Montag
18 Dienstag
19 Mittwoch
20 Donnerstag
21 Freitag
22 Sonnabend

23 4. Advent
24 Montag
25 1. Weihnachtstag
26 2. Weihnachtstag
27 Donnerstag
28 Freitag
29 Sonnabend

30 Sonnt. n. Weihn.
31 Silvester

Friedrich Schnack

Der Falter des Homer

In Griechenland ging vor langer Zeit, in der Homerischen Zeit, das Gerücht um, Homer, der alte Dichter, den man gestorben wähnte, lebe noch. Sieben Städte stritten sich damals um die Ehre seiner Geburt, keine einzige aber um die Würde seines Todes. Ein griechischer Jüngling aus einer der ruhmsüchtigen Städte hörte von einem Olivenhändler, der blinde Dichter hause auf einer der kleinen Inseln im Archipel. Welche es sei, wußte er nicht. Ein Segelschiffsverleiher hatte es ihm berichtet, und diesem war die ungewisse Kunde von einem Seemann zugetragen worden. Auf und ab schaukelte die Welle des Gerüchts, doch Zuverlässiges hörte niemand.

Alexander, der Jüngling, getrieben von der Liebe zu Homer, beschloß, den Verschollenen zu suchen oder wenigstens um die Inseln herumzustreunen, Land und Leute kennen zu lernen und sich den Meerwind um die Ohren wehn zu lassen. Er mietete bei dem Schiffsverleiher ein Segelboot, befrachtete es mit Lebensmitteln, Getränk und allerlei Gut für eine längere Fahrt, nahm einen Seemann an Bord und fuhr eines Morgens aus dem Hafen von Athen. Von Insel zu Insel trieb er auf den blauen Strömungen des Meeres, suchte, spähte – doch vergeblich. Er landete an den kykladischen Eilanden und segelte in die Einöde des Kretischen Meeres, richtete den Kiel nach Karpathos und Rhodos, drehte die Segel, der Strömung entgegen, durch das Irrsal der Sporaden und lenkte schon das Steuer in die Richtung nach Nikaria und dem Gestade von Chios, da warf in der Morgenfrühe ein von

Kleinasien herbrechender Sturm die Nußschale an ein winziges Inselkorn. Die Geschicklichkeit des Seemanns wußte das Scheitern des Fahrzeugs zu verhüten, sie sausten in eine gurgelnde Bucht und blieben.

Mutlos kroch Alexander über das Geröll: nirgendwo weder Mensch noch Tier. Über die Wasser schleifte der Sturm die schwarzen Flöre, alle Sicht verhängend, die Wogen grollten und rissen, das Inselchen umbellend, ihre schaumgeifernden Rachen auf. Er bestieg die Zinnen der Felsen, um auszuschaun: da sah er in der Ferne eine Hütte, Bäume und einen Hügel.

Alexander und sein Begleiter hielten darauf zu: es war die Hütte eines Hirten. Der kam aus seinem Stall, stand unter der Tür wie ein Herbstbaum und betrachtete wortlos die Seefahrer. In seinem weißen, sturmzerrütteten Haar hingen dürre Grashalme und Laubreste, sein Hirtenkleid war aus vielen Flicken zusammengesetzt. Er mochte neunzig Jahre sein.

„Der Sturm warf unser Schiff in die Felsen", sagte Alexander, auf den Seemann deutend.

Der Alte antwortete nicht.

„Wir bitten um deine Gastfreundschaft, bis das Meer ruhig und unser Fahrzeug ausgebessert ist."

Die Augenbrauen des Hirten hoben sich ein wenig, was vielleicht heißen konnte: Bleibt!

„Gibt es noch andere Unterkunft hier?"

Er schüttelte die Hand.

„Ich suche..." sagte Alexander, beklommen von dem alten Licht der Augen, „ich suche den Dichter Homer, der auf einer kleinen, unbekannten Insel leben soll..."

Der Hirte zeigte ihm eine blöd-erstaunte Miene.

„Der ist wahrhaftig stumm!" knurrte der Steuermann.

„Er scheint mir eher schweigsam zu sein", antwortete Alexander und winkte ab.

„Wohnt bei dir ein Greis mit Namen Homer?" fragte er den Alten.

Der Hirte brummte, seine Stimme hatte den dumpfen Klang

des Gesteins, das unter dem Sprung der Ziegen hinabschollert in die Schlucht. „Homer? ... Ja, ist hier!"
„Mann!" rief Alexander, freudig aufgeregt und gespannt. „Der Dichter Homer?"
„Der Dichter Homer?" meinte der Hirte, grinsend und verneinend. „Ach wo! Ein alter kleinasiatischer Bettler. Vor Jahren setzte ihn ein Olivensegler hier ab ... den Bettler Homer." Sein Zottelbart wackelte, durchkämmt von den knochigen Gichtfingern. Mißtrauisch, verständnislos schüttelte der Alte den Kopf und stieß, unlustig weiterer Worte, die Tür seiner Hütte auf, aus der ein schwarzer Hund seine Schnauze steckte.
Aber Alexander faßte den Hirten am Ärmel und versprach ihm einen schönen Krug mit roten Figuren.
„Wo ist der Homer?" fragte er hastig.
Der Alte meckerte bocksgleich und zeigte auf den Stall.
Alexander stürzte in das Gelaß. Die Ziegen und Schafe waren fort, sie weideten wohl draußen am Hügel auf windgeschützten Halden. Hinter dem Fenster sah er den alten Hirten langsam vorbeiwaten durch die Meerböen, die von Rand zu Rand fegten; er klapperte mit dem Stock und rief seinem Hund. Der Seemann lief um das Haus, den Schuppen nach Holz zu durchsuchen, denn das Schiff hatte ein paar Löcher davongetragen.
Alexander durchspähte das dämmerige Halblicht des Stalles, und als seine Augen Pfosten und Raufen, Ketten und Streu unterschieden, gewahrten sie auch einen dunkeln Haufen in der Ecke, und das war der Bettler. Klopfenden Herzens, Zweifel und Hoffnung im Sinn, näherte er sich dem Liegenden. Ist er es, ist er es nicht? Die Erregung ließ ihn erzittern, der Augenblick betäubte ihn fast. Wenn er es wäre! Ganz leise und behutsam tat er. Ach, er war es wohl nicht, der große, alte Dichter. Vor ihm, hingestreckt in die Streu der Schafe, den Gestank ihres Unrates atmend, lag ein hochbejahrter Greis.
Alexander neigte sich zu ihm und starrte bei dem schwachen Schein des Tageslichts in geöffnete, aber glanzlose, tote Augen. Der

Greis war blind. Der Jüngling forschte in den alten, ehrwürdigen Zügen nach einem geistigen Zeichen. Mit gesammelter Innigkeit und Inbrunst betrachtete er die hohe, verrunzelte Stirn, die weißen, beschmutzten Haarsträhnen, den Bart, darin Spinnweben, Fliegenflügel und vertrocknete Milchtropfen klebten. Braun gebeizt von der Inselluft war die Haut, Pergament, von feinen Äderchen mühselig durchronnen; blankgeschliffen blinkten die Schläfen, gleich den Kieseln, die durch die Mühle des Meeres rollen. Seit Menschengedenken mochte sich der Bettler nicht gesäubert haben, wiewohl ihm das Wasser so nahe wogte: die Füße starrten von Unsauberkeit, die Fingernägel glichen schwarzen Halbmonden. Alexander fühlte sich von diesem Anblick zurückgestoßen, er richtete sich seufzend auf und atmete ein paar Züge frischer Luft am Fenster. Der Stallgeruch verursachte ihm Schwindel und Kopfschmerz. Doch blickte er wieder in die düstere Ecke. Homer heißt er ... Olivenschiffer haben ihn ausgesetzt ... Welche Stadt hat ihn abgeschoben ...? Ein kleinasiatischer Bettler ... Der Greis war uralt, hilflos, bejammernswürdig. Ein Hundertjähriger, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines Neunzigjährigen, der nichts hatte als eine leere Insel, ein paar Krumen Erde und seine wenigen Ziegen und Schafe. Alexander schaute mit halbem Blick in den Spinnenwinkel, mit halbem Blick hinaus auf das Meer, das dunkel drachenbrüstig aufbäumte. Der Sturm hatte nachgelassen, Windpausen traten ein, bald konnte man weitersegeln, war nur erst der Bootsschaden wieder behoben!

Jetzt regte sich der Greis. Mausegleich raschelten seine dürren Hände im Heu und Laub des Lagers. Seine Lippen murmelten feierlich Lallendes, stöhnten, hauchten ... Nein, er hatte nichts gesagt! Alexander, ein Bein zum Sprung vorgesetzt, lauschte. Sagte der Alte etwas?

Er schwieg. Stille. Fern bäumte dunkel drachenbrüstig das Meer: Alexander sah es hinter dem Stallfenster steigen und sinken. Er spürte sich von dem Wogenbild gepreßt mit ungeheurer

Wucht... In seinem Herzen keimte ein scheuer Mut, eine schamhafte Frage. Er blickte den Alten an.
Plötzlich rief er und erschrak im Augenblick: „Bist du der Dichter Homer?"
Die Worte verhallten. Der Stall, die Pfosten, die Raufen der Tiere, Mist, Unrat, Heu und Laub hatten die Laute vernommen; die waren in sie eingegangen und darin verstummt: Bist du der Dichter Homer? Keine Antwort. Der Greis antwortete nicht, er hatte den Anruf nicht einmal gehört. Er war taub, stocktaub. Seine bärtigen Lippen bewegten sich von Worten, die nicht Wort werden konnten. Hatte er auch die Sprache verloren?
Jammervolles Alter!
Alexander erbarmte sich seiner, faßte ihn an und richtete ihn auf, ein Knochenbündel, mühvoll zusammengehalten von dem zerschlissenen, fleckigen Mantel und dem Hirtenstrick um die Hüfte. Er drückte ihm den Stock in die zittrige Hand und führte ihn langsam von seinem Fliegenlager hinaus vor die Tür auf eine rohgezimmerte Bank.
Dann lief Alexander zum Boot, um einen Krug Weines zu holen. Er füllte den Napf, hob ihn an den Mund des Blinden, aber der Alte trank nicht, denn auch die Blume des Weins duftete nicht mehr in das dürre Leben. Er netzte ihm die Lippen, die Tropfen rollten in den Bart, die Kraft des Weines war ohnmächtig vor so großer Ohnmacht.
Hilflos setzte sich Alexander neben den Greis. Das schwarze Gewölk des Himmels jagte, weitum brandete die urgraue Wildnis des Meeres. Jetzt drang das Sonnenlicht durch einen Schattenspalt und beleuchtete den magern Inselboden, die Hütte, die Bank, ihn selbst, Alexander, und den Blinden. Sie umglänzte das schicksalfremde, runzelige Gesicht, die breite Stirn, den Kopf, leer wie ein Gefäß, dessen Geist verdunstet war.
Die Wärme, die Sonne, sie allein hatte noch Stärke, einzudringen in das verwitterte Pergament der Haut, in den ausgebrannten Lebensstoff des Bettlers. Er rührte die Hand, den Fuß,

bewegte den Kopf, hob das Kinn, öffnete weit die Lider und ließ das Licht regnen in die öden Augenhöhlen. Schimmerte nicht ein Lächeln auf seinen Zügen? Alexander betrachtete ihn fassungslos. Da flüsterte der Alte: „... Odysseus! ...“
Und Alexander erschrak, das Wort lähmte ihn mit ungeheuerm Zauber. Sein Herz schlug, er begriff. Er war es, der Meer- und Inselgesuchte, der Tote und noch Lebende, der alte Dichter Homer.
Und wieder: „... Odysseus! ...“
Lauter tönte es jetzt, stammelnd und unirdisch, gedämpft, als läge Meernebel auf seiner Zunge:
„Heute ... begeht man ... im Volke ...“
Schweigen.
Alexander, selig gespannt, horchte. Er hörte das Meer rollen und fern die Muschelhörner der Flutgötter.
Das greise Haupt neigte sich ein wenig auf die Seite, als versuche es, einem innern, weltabgewandten Gesang nachzulauschen, der Erinnerung vielleicht oder der Ohnmacht der Erinnerung.
Da!
Homer lispelte:
„... das heilige Fest des Apollon ...“
Die Strophe zerriß, das Haupt sank müd nach vorn. Und jetzt ein letztes, stammelndes Wort, aufperlend aus der Nacht der Seele, aus verschütteten Gründen. Leis seufzten die Lippen, als entließen sie Bläschen von Atem:
„... feierlich! ...“
Der Greis, ermattet von Wind und Wärme, war eingeschlafen. Alexander hielt ihn an sich gedrückt, damit er nicht niedersinke.
Am Abend kam der Hirt mit Hund und Schafen vom Hügel. Schweigend setzte er dem Bettler einen Napf frischgemolkener Milch vor, auch den Seefahrern, rief seinem Hund und schlurfte in die Hütte, zur Ruhe. Die Sonne tauchte ins Meer.
Alexander brachte den alten Dichter durch das Gedräng der Schafe, führte ihn in den Winkel, ihn auf die Streu hin-

bettend, bedeckte ihn mit dem Mantel und ging ergriffen ans Meer. Er hüllte sich in ein Segel und legte sein Gesicht in den Sand.

Anderntags holte er aus dem Boot Segeltuch, Linnen und Polster und bereitete daraus dem alten Mann ein bequemeres Bett. Das Wasser war längst wieder glatt, und sanfte, gute Reisewinde wehten. Aber Alexander dachte nicht daran, abzureisen, er wußte ja, Homer werde bald sterben. Er wollte ihn bis zum Ende nicht allein lassen in der Inselverbannung, allein mit dem wortkargen, unwissenden Hirten. Er fühlte sich beauftragt, ihn zu pflegen und den kümmerlichen Rest der Tage mit ihm zu teilen. Er bekleidete ihn mit Wäsche, reinigte seinen groben, wetterzerschlissenen Mantel, brachte ihm von seinen Lebensmitteln und geleitete ihn jeden Morgen in die Sonne. Als Homer vor Schwäche nicht mehr gehn konnte, trugen Alexander und der Seemann den Matten auf einer Reisigbahre vor die Hütte. Der alte Dichter verfiel von Tag zu Tag. Nach ein paar Wochen war er bereits so kraftlos, daß er die Hände nicht mehr heben konnte. Wie ein kleines Kind mußte er gefüttert werden.

Seit jenem Abend hatte er auch nicht wieder gestammelt. Völlig versunken schwieg in ihm die Sprache, versickert wie die Bäche des Meeres im Sand.

Da begab es sich aber eines Abends, als Alexander gerade vom Boot heraufkam, daß der Greis wieder Stimme und Wort hatte. Gefüllt mit Wohllaut war ihm die Kehle, gleich wie in seiner Manneszeit, als er an einem Sommertag oben auf dem Parnaß im Wind stand, angeglänzt von der Sonne Apolls.

Sein Antlitz schimmerte geistige Entzückung; weiß wie gehämmertes Silber blinkte die Stirn. Ihr Leuchten bannte Alexander, und er stand ehrerbietig. Dem Mund entdrängte Strophe um Strophe, verworren, dunkelsinnig; plötzlich stiegen, aufgelichtet, verständlich und kristallklar: Wellen großen Klangs, dröhnend aus der Riesengesangeswoge von einst:

„Wenn dann ... wieder der Sommer erscheint ... und der Segen des Herbstes ... Ist von gefallenem Laub ... sein Bett ... an der Erde ... geschichtet ..."
Alexander schauderte, den schwarzen Grundton des Schmerzes vernehmend, die Trübsalsweise des Greises, der hellsichtig seinen Jammer, die Armut und Verlassenheit wußte. Scham peinigte den Jüngling. Stritten sich nicht sieben Städte um die Ehre seiner Geburt? Hatte ihn nicht ein Olivenschiff mit Gelächter hier abgesetzt? Erschüttert lehnte er an dem Stallpfosten, die Hände auf die Augen gepreßt, weil er den Anblick des Leuchtenden, Blinden nicht ertragen konnte.
Und Homer sprach:
„Da nun liegt er ... und jammert ... und nährt in der Seele die Trauer ... Um dein Schicksal klagend ..."
Alexander ächzte, die Seele tat ihm weh.
Und die Stimme scholl, meerhinausjammernd:
„Also verzehrt auch ich ... mich ... im Leid ... und erlag ... dem Verhängnis ..."
Stille. Der Weltkreis schien in Schweigen getaucht, das Meer gelähmt. Alexander wagte kaum zu atmen. Er hob das Gesicht, den Verstummten anstarrend. Weinte Homer?
Er weinte nicht. Am Ausgang seines Lebens hatte er keine Tränen mehr, nur Worte noch und Trümmerworte. Nur eisigen Glanz der Stirn hatte er noch und Gewitterschein augenlosen Gesichts. Jetzt öffnete er abermals den Mund, und Alexander vernahm Singen, einen zerbrochenen Irrsinns- und Heilsklang:
„Zeus ... du Vater ... und all ihr unsterblichen ... seligen Götter ...!"
Was erbat er von den Göttern? Er sang, wie Erz singt, wenn die Klöppel dagegen schlagen; summend sang er, wie die Schiffer singen hinter Nebeln und Regenwänden, wenn die Sonne die Dunstmauern zerstört. Hochauf stieg und schnellte seine Stimme, und die Düsterkeit fiel ab von ihr, wie der Staub der Erde fällt aus dem Fittich des auffliegenden Vogels. Hell und rein ent-

quollen die Töne seinem väterlich-milden Mund. Was erflehte er von den Göttern?
Weder Linderung noch Gabe erflehte er von den Göttern. Nichts begehrte er. Nur ansingen wollte er sie, immer feuriger und inniger, in der Sprache der griechischen Dichtungen, in der Sprache der Odyssee und der Ilias, in der Sprache der Tempel. So sang er. Aber plötzlich wandelte sich seine griechische Sprache in eine ganz andere, in eine unbekannte, nie von Alexander gehörte, große, mächtige und goldene Sprache. Überaus schön klang sie, weise, tief und alt. Ihre Klänge waren gemischt aus allen unirdischen Lautmischungen. Alexander lauschte beklommen, hold und schmerzlich verzückt.
Dem zersprungenen, verwitterten, verachteten, beschmutzten Lebensgefäß entrang sich eine unentweihte, erhabene Flamme. Sie brannte und klang.
Alexander lauschte.
Die Töne und Laute und Wortmächte erinnerten ihn geheimnisvoll an Sterne und Räume hinter Sternen; sie gemahnten ihn aber auch an das Meer zu allen Tages- und Nachtzeiten, an den Wind, die Sonne und die Berge: es war eine Sprache, die alle Erscheinungen ausdrückte. Vielleicht war es die Wolkensprache, die Sprache der Götter, die Weltallsprache.
Aber auch diese Sprache hatte Ende und Auflösung. Die Sätze und Anrufungen, die unbegreiflichen, hohen Zusprüche stockten; abgetrennte Worte schallten, und bald waren es auch keine Worte mehr, die dem nun ermattenden Mund entflohn. Nur noch Wort-Ur-Teile waren es, mit denen Homer die Welt ansprechen konnte: Vokale ... helle und dunkle Vokale ... einsame Lautformen ...
Alexander erzitterte: hier, vor ihm, vor seinem Ohr und Geist, zerfiel eine ungeheure Welt; Wortstädte, Wortländer, Wortmeere, Wortvölker und Wortgestalten zerstoben, zermehlten zu Staub, zu Nichts, und wie ihre Urklage hörten sich die hinschwingenden Vokale an: „A ... a ... a ... ! E ... e ... e ... !

I ... i ... i ... ! O ... o ... o ... ! U ... u ... u ... !", leise, herzzerreißende Töne, eine nachterfüllte, langgezogene, schwermütige Melodie am Rand der Erde.
Die bartumkrausten Lippen schwiegen, bebten, öffneten und schlossen sich, sangen nicht mehr. Der Wind säuselte durch die magern Pflanzen – oder waren es die allerletzten Flüsterlaute Homers, zurückgegeben an Gras, Stein, Sand und Flut?
Alexander näherte sich, aber ehe er noch die Bank erreichte und die Reisigbahre, prallte er zurück, getroffen von einem mächtig-unheimlichen Stoß: Der Mund des alten Dichters tat sich weit und hohl auf, wie in einem wilden Schrei, der nicht geschrieen wurde ...
Der Jüngling erblaßte und erschaute ein Geheimnis, das er bei sich bewahrte. Er verriet es nicht, nicht dem am Abend heimziehenden Hirten; nicht dem vom Schiff kommenden Steuermann, der ihm half, den Toten auf dem nahen Hügel zu begraben.
Als er das Grab mit Pflanzen und Büschen geschmückt hatte, verließ er die Hirteninsel, und der Seemann steuerte ihn heimwärts. Im Ohr behielt Alexander den Sang, das Klangerbe, und in seinem Geist formten sich Strophen und Gesänge, die ihn über ganz Griechenland berühmt machten. In allen Städten wurde er gefeiert, mehr als Homer je in seiner Glanz- und Mittagszeit; Münzen wurden nach seinem Bild geprägt und Steingestalten gemeißelt. Er wurde ein zweiter Homer. Er brachte eine neue dichterische Sprache auf: die band durch die Kraft ihres Blutes und der Anschauung Sterne an die Sternenräume, Meere an Winde, Sonnen an Berge; es war die Sprache der Wolken, der Götter und des Weltalls.
Er war eine Leuchte seiner Zeit. Die Nachzeit aber hat nichts von ihm erhalten und aufbewahrt: sein Name ist heute vergessen ...
In seinem Greisenalter ging Alexander mit seinem Enkel über die Felder seiner Heimatstadt. Es war ein schöner, heiterer Sommertag, die Sonne blitzte in den Fluren und den Olivenhainen. Greis und Knabe schlenderten über eine blühende Wiese, erfreut von

den Flügen der Vögel und dem Lied der Hirtenflöten, die aus den Schattenwäldern ertönten.
Plötzlich, am Fuß des Berges, wo ein kleiner Tempel unter Zypressen leuchtete, wurde der heute namenlose Dichter blaß und war außerstand weiterzugehn.
Der Enkel ergriff hastig die Hand seines Großvaters, ihn voll Angst fragend, was denn mit ihm sei.
Der Greis zitterte, atmete heftig und setzte sich endlich auf einen Stein am Weg. Fernhinschauenden Auges deutete er auf einen Schwarm von Faltern, die vom Berg her flügelten und spielten, und der erschreckte Enkel hörte: „Vielleicht dreißig ... dreißig Schmetterlinge! Oh, so viele Homere sind gestorben, so viele Seher ... tot!“
Der kleine Enkel verstand nicht, was die Worte bedeuten sollten. Befremdet sah er seinen Großvater an, der dem Gewimmel schmerzlich bewegt nachblickte, bis es sich über die blühende Wiese zerstreut hatte und entglitten war.
Dann, nach einer Weile der Ruhe und Sammlung, zog der Greis seinen Enkel liebevoll an sich mit den Worten: „Nicht ängstlich sein, es ist schon vorüber ...“
„Was ist vorüber?“ fragte der besorgte Junge.
Und der heute vergessene Dichter sagte: „In meiner Jugend habe ich Homer gesehn, und ich sah, was kein Lebender sah: ich sah ihn sterben!“
„Du Großvater? Das war er sicherlich nicht.“
„Doch, er war es. In seinem Tode sprach er die Verse Homers homerisch ...“
Der Knabe lachte: „Das kann jeder herumziehende Sänger!“
Unmutig schüttelte der alte Alexander den Kopf und sagte: „Ich habe einen Beweis.“
Und er erzählte, wie er den alten Homer gesucht und gefunden hatte und in welchem Zustand. Wie er arm, blind und taub war, voller Gebrechen und Schmutz, zerlumpt und schwach, angewiesen auf die Mildtätigkeit eines alten, mürrischen Hirten. Wie

er schlafen mußte in einem dumpfen Schafstall im Mist der Schafe und völlig unbewußt war seines einstigen Ruhms, der vergangenen Größe – eine taube, fruchtentkernte, verbrauchte Hülse ...

„Ich war dabei, als er starb. Niemand sonst war dabei. Vor seinem Ende kamen ihm, in den Sterbensgesichten, Strophen aus der Odyssee in den Mund, die er lang vergessen hatte, und eine ganz seltsame, unirdische Sprache, die außer ihm kein Sterblicher sprechen konnte, die Sprache von den Himmelsbergen, die Sprache der Götter. Er sang in dieser gewaltigen Sprache und verlor sich endlich in rätselhaften Lauten, in langen Klageweisen, die mir das Herz zerrissen: A ... a ... a ... E ... e ... e ... I ... i ... i ... O ... o ... o ... U ... u ... u ..., Töne, aus denen die Welt gebaut und gemauert ist. Apoll selbst sang aus ihm. Und es war das furchtbarste Erlebnis, das ich hatte: in der jämmerlichsten Gestalt den strahlendsten Gott zu erkennen. Und weil er blind war, sah er nicht, daß ich dabei stand, sonst hätte ich solche Erfahrung gewiß mit dem Tode bezahlt. Deshalb habe ich auch nie darüber gesprochen, aber heute, da ich so alt bin, fühle ich keine Angst mehr vor dem Tod und kann sagen, was ich hörte und was ich sah. Ich hörte Homer singen wie Apoll und sah ihn sterben ...

Nach dem letzten Hauch seines Totensangs saß ihm auf der bärtigen Lippe ein Schmetterling, mit den Flügeln fächelnd, als sauge er verzückt einen letzten Tropfen Süße. Das beschwingte Wesen war aus dem Abgrund der Kehle gestiegen und flog auf und entschwand; entweder eine Verwandlung Apolls oder sein Abgesandter, nun rückkehrend zu dem ewigen Vater, der alles singt und alles sieht und bloß kleine versprengte Teile seines Allsingens und seines Allschauens an die Menschen verteilt.

Diesen Schmetterling ...

Nun sah ich ihn heute zum erstenmal wieder, sah sie heute zum erstenmal wieder, in großer Anzahl, die Seelen toter Sänger, toter Seher, toter Götterlieblinge. Hat sie Apoll zurückgeschickt, hat er seinen Klanghimmel aufgegeben, will er ihn nicht mehr

tönen hören? Und es irren nun alle die Homere umher, die gelebt haben: wortlos, klanglos, gottlos, unstet ..."
Der Junge hörte längst nicht zu, er war aufgesprungen und eilte über die gelben Wiesen. Um Bauminseln steuerte er, rauschte durch die grüne Flut des Grases, an Blumeninseln segelte er dahin mit windgebauschtem Kleid, und an einem violetten Wickengestade strandete er, einen halberlahmten Schmetterling erhaschend, der nicht mehr recht fliegen konnte, weil er schon sommeralt war.
Solche Falter hatte der Junge noch nie gesehn: weiße Schwingen, fein geschnitten, schwarze Randflecken auf den Vorderflügeln, rote, schwarzumkreiste Tropfen auf den Hinterflügeln. Die waren neu in Griechenland. Er brachte den Schmetterling seinem Großvater: „Was ist das für ein Schmetterling?"
Der Alte aber achtete nicht seines Enkels. Er schaute in seine Erinnerung und sah wieder: der Mund hatte sich weit und hohl aufgetan, als wollte er einen Schrei ausstoßen, den er nicht schrie. Aber aus der Höhle zwischen Lippe und Lippe rüttelte sich ein weißer Falter, mit schwarzgetuschten Flecken und blutroten, dunkelumringten Augen auf den Hinterflügeln: aus dem Munde des verscheidenden Homer der Apollofalter ...

Aus dem Werk „Der Lichtbogen"

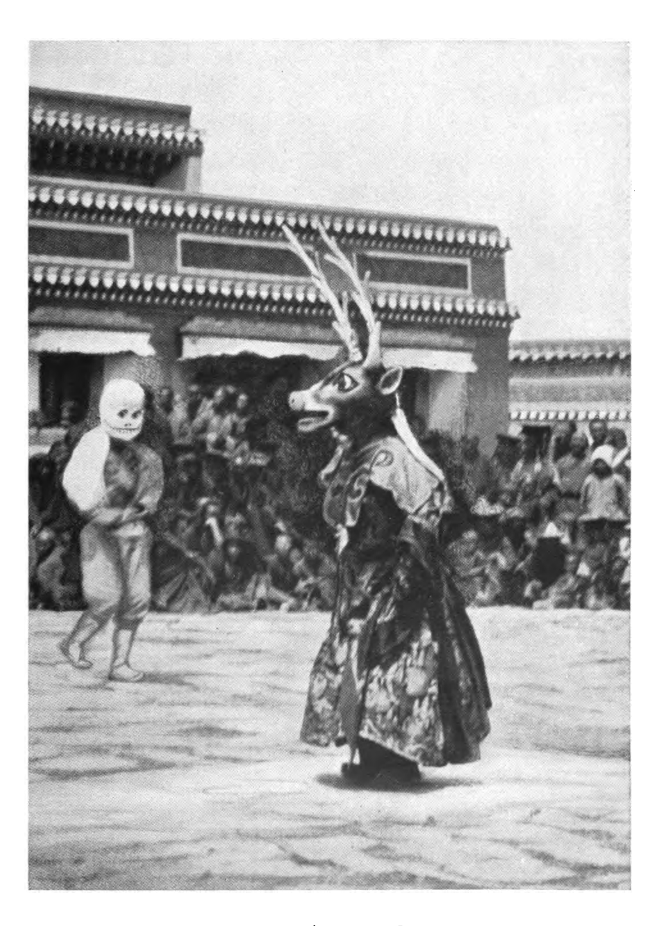
*

Henning Haslund-Christensen

Die Bändigung des wilden Pferdes

Von Dänemark wurde die Post jetzt an das Kontor der „Großen Nordischen ..." in Irkutsk gesandt, und die liebenswürdigen dänischen Telegraphisten hatten es übernommen, sie nach Khathyl weiterzuschicken. Es war eine kleine Kolonie mit einem Dutzend russischer Häuser an der Südspitze des Hubso-gol-Sees; Khathyl lag etwa 132 Kilometer von „Bulgun Tal" entfernt, also be-

deutend näher als Urga, wohin wir nicht weniger als 600 Kilometer Marsch hatten.
Bisher war nicht viel Zeit übrig geblieben, sich nach Briefen zu sehnen, auch konnten wir keinen Mann für den Ritt zur Post entbehren; als aber die Frühjahrsbestellung vorüber und alles in der Erde war und wuchs, kamen wir überein, jetzt sei es an der Zeit, Post zu holen und abzusenden. Die Pferde waren alle durch die Landarbeit angestrengt, alle außer einem, das war „Hau" (= gut). „Hau" war ein kleines, wildes Wüstenpferd, das seit unserer Ankunft auf der Farm völlige Freiheit genossen hatte. Denn es war so schwierig einzufangen und an den Wagen zu gewöhnen, daß wir es in der arbeitsreichen Zeit nicht hatten dressieren können. Wir wußten, daß es sich irgendwo in „Bulgun Tal" umhertrieb; wir hatten es öfters in der Steppe gesehen, und es war häufig auf die Farm gekommen, um mit den anderen Pferden zu trinken. Es wurde beschlossen, daß ich auf „Hau" zur Post reiten sollte.
Der Kosake Mischa, ein geübter Pferdebändiger, wurde ausgeschickt, das Pferd einzufangen, während ich selbst Sattelzeug und -taschen in Ordnung brachte. Die Kameraden machten inzwischen ihre Post an Freunde und Verwandte auf Tag und Datum fertig. Aber die Stunden gingen hin, ohne daß sich Mischa oder das Pferd einfanden, und da ich mit meinen Vorbereitungen fertig war, schickte ich Sava aus, nach dem Verbleib von Mann und Pferd zu forschen. Die Zeit verrann, keiner der Kosaken kam zurück. Spät am Nachmittag galoppierte Sava voller Staub und Wut auf einem schweißtriefenden Pferd endlich heran.
Er rief nach einem Lasso und erklärte uns, Mischa und er hätten das Pferd stundenlang gejagt, aber es wäre jetzt so wild, daß es ihnen beiden allein unmöglich wäre, es einzufangen. Zwei Europäer und fünf Mongolen machten sich jetzt mit Sava auf, um Hau einzufangen. Auf Savas Rat nahmen wir Lassos, „Urgas" und eine Stute mit, die ein neugebornes Fohlen in der Hürde



Buga, der Begleiter des Totengottes

hatte. Wir ritten zur nordöstlichen Ecke der Steppe, und da stand er, Hau, und sah prachtvoll aus, prall und muskulös. Von einer Anhöhe aus betrachtete er unser Anrücken. Langsam bildeten wir um das Pferd einen Halbkreis, der nach der Farm zu offen war, und ließen zugleich die mitgenommene Stute los. Von Mutterliebe getrieben, galoppierte sie gradeswegs auf die Farm zu. Vorsichtig näherten wir uns Hau, der mittelste Reiter pfiff durch die Zähne, während die Flügelleute mit ihren langen Peitschen knallten. Hau sah sich die gesattelten Pferde an, die von Menschen mit tückischen Lassos und Peitschen bezwungen waren, und lief der freien, ungesattelten Stute nach. Mit gebogenem Hals, spielenden Ohren und fliegender Mähne fegte er über die wogende Steppe hin. Die Sonne blinkte auf seinen blanken, gelben Flanken. Mißtrauisch vermied er Büsche und große Steine, vor einem auffliegenden Raben warf er sich in mehrere Meter weitem Sprunge jäh zur Seite und schnaubte aus den geblähten Nüstern. Er wirkte wie die Verkörperung der Freiheit selbst, die sich auf leichten, schnellen Hufen über die Flächen hin schwang. Unsere eigenen „Haustiere" vergaßen alle Müdigkeit und die Dressur und Sklaverei des Sommers, sie schlugen vergnügt aus, und bald begleitete das Galoppieren vieler Hufe das Wiehern der Pferde, das wie Silberglocken über die Steppe hinschallte. „Give me a horse, I can ride, give me a girl, I can love!". Das war Tot, der damit seiner Stimmung Luft machte. Der Galopp wurde schneller, Hüte wurden durch die Luft geschwenkt, und vom Waldsaum her hörten wir das Echo des Peitschenknallens. Der Mongole Jetom stimmte ein Lied von Dschingis Khans tapferen Kriegern an, deren befreite Geister sich von der Walstatt erhoben und, in stolze Zelter verwandelt, mit schnellen Hufen über die ewig unberührten Steppen der Mongolei hin tanzen bis in alle Ewigkeit.

Die Wildheit dieses ausgelassenen Rittes war so hinreißend, daß sie einen bisher nie gespürten Zweifel in mir aufkommen ließ, ob es recht war, hierher zu ziehen und den Pflug in diese uralte

Grasmark zu setzen, die Fülle der wilden Blumen durch aufgezwungene, kultivierte Saaten zu verdrängen, die Pferde der Steppe und die Rinder an den Hängen zu bezwingen und so der Natur die Freiheit zu nehmen und dieses freudige Wiehern zu ersticken, in dem die Steppe selbst lebendig wurde.

Wir flogen über den Boden hin, die massive Haschanda der Farm glitt auf uns zu. Die großen Tore standen weit geöffnet, und hinter ihnen Leute, um sie zuzuschlagen, sobald das wilde Pferd drinnen war. Jetzt schoß die Stute hinein, das verfolgte Pferd dicht hinter sich. Da blieb Hau jäh vor der Falle stehen, die Vorderbeine steif auf den Boden gestemmt. Er warf sich herum; im Nu übersah er die Gefahr seiner Lage. Wir umzingelten ihn, schrieen und lärmten, um ihn zu den letzten entscheidenden Schritten zu bringen. Da, mit einem Male machte er einen Satz, als ob er einem Lockruf aus der Wildnis folgte, und flog wie ein Pfeil an der Ostseite der Haschanda entlang. Sava galoppierte ihm mit wirbelndem Lasso entgegen, aber beider Schnelligkeit war groß, und keiner wollte dem andern weichen. Ein Krach ertönte aus der Staubwolke, in der sie sich trafen, und mit Pferd und Lasso und einem Strom von Scheltworten lag Sava am Boden. Hau flog weiter, von Staub umwogt, der schnell mit dem verklingenden Schall der dröhnenden Hufe in der Ferne verschwand. Wir konnten Hau auf unseren zahmen Tieren eben nicht fangen, er hatte die ganze Kraft und Schnelligkeit der Wildnis.

Am nächsten Tage aber gelang es uns, Hau in eine Falle zu locken, indem wir das leckerste Salz ausstreuten, und schließlich stand er in der innersten Hürde und schleckte, während die anderen Pferde sich in ehrerbietigem Abstand von der Übermacht hielten.

Um ihm den Sattel auflegen zu können, mußten wir ihn mit einem Kran hochziehen, die Beine mit dicken Lederriemen festbinden, das Maul knebeln und die Augen verbinden. Mehrmals schüttelte er die Fesseln ab und durchtrat die innerste Hürde; aber wir fingen ihn ein, als er beim Versuch, über das zwei Meter

hohe Geländer der äußeren Hürde zu springen, an der obersten Planke hängen blieb.
Endlich stand Hau gesattelt mit den Beinen auf der Erde. Die Vorderbeine waren zusammengebunden, er hatte eine Binde vor den Augen, und die zwei Kosaken hielten ihn zu beiden Seiten an langen Stricken am Gebiß fest. Hau zitterte am ganzen Leibe und schlug mit den Hinterbeinen aus, als ich die Satteltaschen befestigte. Jetzt stiegen die beiden Kosaken zu Pferde, sie zogen die Halteseile unter dem Schenkel durch, der Hau zugewandt war, und knoteten sie dann an ihre Kosakensättel, die hierfür einen besonderen Vorsprung hatten. Ich spazierte ein paarmal um den zitternden Hau herum. Er sah müde und mitgenommen aus von den Strapazen der zwei letzten Tage, da wurde es vielleicht nicht so schlimm. Ich zog ein Paar dicke Handschuhe an, befestigte die Peitsche am Handgelenk, stopfte ein Taschentuch zwischen die Zähne und sprang in den Sattel. Hau gab ein Grunzen von sich und versuchte, sich auf die Erde zu werfen, aber ich hielt ihn mit Hilfe der Peitsche auf den Beinen. Ein Mann kroch heran und löste den Strick, der die Vorderbeine zusammenhielt, und ich beugte mich vor und riß dem Pferde die Binde von den Augen. Hau stand immer nur da und zitterte. Die Kosaken waren fertig, und ich gab Hau einen Schlag auf das Hinterteil. Dann ging es los. Hau stieß ein Gewieher aus und machte ein paar Sprünge, die Beine steif von sich gestreckt, den Rücken gekrümmt, den Kopf tief zwischen den Vorderbeinen. Jeder Stoß war für mich wie ein Schlag auf den Kopf; ich begann schwindlig zu werden und verlor den einen Steigbügel. Da versetzte ein Kamerad dem springenden Pferd beherzt einen mächtigen Hieb über das Hinterteil, und in wildem Galopp jagte Hau über die Steppe.
Die Kosaken folgten mit ihren Gäulen Haus Bewegungen, hielten aber die ganze Zeit wider, so daß sich seine Wildheit dämpfte und schwächte. Wir rasten im tollsten Galopp über die Steppe, und als er regelmäßiger wurde, durchschnitt ich mit meinem Messer die Stricke der beiden Kosaken.

Die Uhr ist halb acht, riefen sie mir nach ...
Die Sonne sank, wir glitten durch die Dämmerung und galoppierten in die Nacht hinein. Wir ritten unter dem hellen Sternenhimmel, durch Wald und Wiese und schwammen über einen kleinen Fluß. Ich versuchte, den Galopp in Trab zu mäßigen, aber jedesmal, wenn ich die Zügel anzog, schnaubte Hau und stürmte mit neuer Kraft davon. Es war im Wald so dunkel, daß ich kaum feststellen konnte, ob ich auf dem Pfad war, der mich zum Ziele führen sollte. Ich hätte gern die Nacht über irgendwo gelagert, aber ich war mir vollständig klar darüber, daß ich nie wieder in den Sattel käme, wenn ich abstieg. An manchen Stellen verzweigte sich der Weg, und ich konnte nur hoffen, daß wir auf dem richtigen weitergaloppierten. Der frühe Morgen graute, ohne daß Hau seine Geschwindigkeit mäßigte. Dann ging die Sonne auf und warf ihre Strahlen auf das schweißgebadete, stöhnende Pferd. Auch an mir lief der Schweiß herunter, und als ich den Hut in den Nacken schob, flog er mir vom Kopf, und ich wagte nicht anzuhalten, um ihn wiederzuholen. Was aber der anstrengende Ritt nicht vermocht hatte, das richtete die Sonne aus, die am Himmel heraufkam: Haus keuchender Galopp ging mehrmals in langsameres Tempo über, und schließlich gelang es mir, den Gaul auf einem schattigen Fleck zum Stehen zu bringen, der das saftigste Grün bot. Das ermattete Pferd schwelgte in diesem Futter, ich aber getraute mich nicht, abzusitzen. Da kamen zwei Lamas vorbeigeritten, und ich rief sie an; ich fiel vor Ermattung beinahe aus dem Sattel, und das weiche Gras sah so einladend aus. Wir fingen mit der üblichen Begrüßung an, und ich erfuhr dann, daß ich auf dem richtigen Weg war und bis zur Oros Posta (russische Poststation) nur noch zwölf Werst hatte. Die Uhr war erst halb acht. Genau zwölf Stunden hatte ich also von der Farm bis hierher gebraucht. Da verging mir der Wunsch, in das saftige Grün zu sinken, vor der verlockenden Aussicht, Khathyl in einer Rekordzeit zu erreichen; eine solche Chance würde sich wohl nicht so leicht wieder bieten. Hau bekam die

Fersen in die Weichen, und wir ritten in einem gleichmäßigen, leichten Galopp weiter, der sich während der letzten Werst beim Anblick der blauen, weiten Wasser des Hubso-gol wieder belebte. Schwitzend und staubig kamen Hau und ich bei dem kleinen Blockhaus an der Südspitze des Kosso-gol an, am äußersten Vorposten der russischen Post in dieser Gegend. Ich bat den russischen Postmeister, mir einen Bogen Papier mit dem Stempel der Station, mit Datum und Stunde meiner Ankunft zu stempeln. Mit diesem Beweis, daß ich die 124 Werst in vierzehn Stunden zurückgelegt hatte, konnte ich mir jetzt Zeit nehmen.

Der Postmeister Nikolai war ein netter, junger Sibirier mit flachsblondem Haar und wasserblauen Augen. Sein Amt erforderte nicht allzuviel Arbeit, aber man beabsichtigte, Khathyl in nächster Zeit zum Zentrum eines russischen Vorstoßes für Handel und Propaganda zu machen. Khathyl sollte mit Hanga, dem Endpunkt des Karawanenweges nach Kultuk, durch Bootsverkehr über den Hubso-gol-See verbunden werden. Es war eine Menge Post für uns alle in „Bulgun Tal" da, und ich ging zum See hinunter, um meine Briefe zu lesen. Sie waren wunderbar neu, knapp sieben Wochen alt, und ich ließ Hau in dem grünen Gras am Seeufer los, während ich sie ein zweites Mal durchlas. Alle Briefe waren durch die Zensur gegangen, und ich merkte, daß mehrere fehlten, aber ich war froh über das, was ich bekommen hatte.

Bevor ich in meinen Schlafsack kroch, nahm ich mit Hau ein herrliches Bad in den Wogen des Hubso-gol.

Am nächsten Morgen kaufte ich bei einem russischen Kolonisten eine Henne und brach dann in aller Ruhe nach Hause auf. Ich ritt denselben Weg, den ich gekommen war, aber alles um mich her war mir jetzt bei Tageslicht neu.

Am Abend des zweiten Tages machte ich in einem schönen Flußtal nördlich des Passes, der nach „Bulgun Tal" führte, Halt. Die Felsen ringsum waren nicht hoch, aber von Wind und Wetter malerisch zerrissen. An einer Stelle türmte sich die stolzeste Spitze

aus weißem glänzenden Marmor aus den bröckelnden Felsen empor. Das Gras längs des Flusses leuchtete im Schein der sinkenden Sonne smaragdgrün. Am Fuß des Passes lag ein Mongolenlager mit vier schneeweißen Filzzelten. Blauer Rauch stieg einladend aus der Rauchöffnung des ersten Zeltes auf. Am Fluß wieherte eine Herde weidender Pferde. Hau wieherte sehnsüchtig zurück. Hier war es zu einladend, um weiter zu ziehen.

Aus dem Werk „Jabonah"

*

Sven Hedin

Zu Henning Haslund-Christensens Werk „Jabonah"

Jabonah! Aufbruch! ist der Befehlsruf der Karawanenführer, wenn alle Kamele beladen dastehen und die Pferde gesattelt sind, wenn die Mongolen sich auf ihre kleinen mageren Rosse schwingen und die Karawanenglocken wieder anfangen können, die tausendjährige Melodie der asiatischen Wüsten und der endlosen Wege zu singen. „Jabonah" ist das Wort, das während langer Jahre in der Mongolei und in den stillen, langsam dahinschleichenden Nächten des Krankenlagers an das Ohr des jungen Dänen klang. Für den asiatischen Pionier ist „Jabonah" ein Wort, das bis zur äußersten Grenze der Aufnahmefähigkeit mit Elektrizität geladen ist. Wenn er es über die sonnenbeschienene Steppe hallen hört, in eisig kalten Winternächten, von dem Tosen des Schneesturms oder dem Geheul der Wölfe begleitet, auf der Suche nach Weide und Wasser, beim Zusammentreffen mit gefährlichen Räuberbanden, oder wenn freundliche und gastliche Mongolenzelte in der Ferne warten – stets liegt in diesem Wort „Jabonah" eine Welt der Begeisterung, Sehnsucht und Erwartung neuer rätselhafter Abenteuer und wunderbarer Erlebnisse.

Henning Haslund macht sich am 18. März 1923 mit seinen drei Gefährten auf den Weg, um nach dem fernsten Osten zu ziehen. In 54 Tagen durchkreuzen sie mit Teekarawanen, Ochsenkarren

und Reitern die mongolischen Steppen und erreichen Bogdo Kure, Urga, wo Bogdo Geken Hutuktu, die dritte der großen Inkarnationen des Lamaismus, in seinem prachtvollen Tempelpalast residiert.

Und dann fängt diese wunderbare moderne Robinsonade an. Haslund berichtet davon mit einer Begeisterung, die ansteckt. Sie bauen solide Häuser aus sibirischem Holz, sie richten Schlafräume ein, Gasträume, Wohnräume und Vorratskammern. Sie vergrößern ihre Herden, pflügen, säen und ernten, fangen Pelzhandel an, machen höchst spannende Streifzüge bei 54 Grad Kälte, werden von Wölfen verfolgt und erleben eine ununterbrochene Reihe von wunderbaren Abenteuern. Sie kommen mit Sojoten in Berührung, hören die Sprache der Kiäktburjäten, die dem Torgutischen ähnlich ist, sie reiten durch das Sajanische Gebirge, das sich wellenförmig vom Altai abdacht, und am Lagerfeuer lauschen sie den Erzählungen von dem großen Dschingis Bogdo Khan, dessen Riesengestalt noch im Steppenland spukt. Das Ganze ist die Abenteuerkette einer echt asiatischen Odyssee, mit Leben, Farben und Geist eines nordischen Wikings erzählt.

*

Karl Scheffler

Die karolingischen Laien-Baumeister

Den Anfang bestimmt nie der einseitig begabte Fachmann, sondern ein allseitig begabter Laie, der ein Ganzes will und dessen umfassende Pläne selbst die Gefahren des Dilettantismus nicht scheuen. Erfolgreiche Revolutionen werden nicht von Berufspolitikern, von diplomatisch geschulten Staatsmännern gemacht, sondern von Außenseitern; in diesem Sinne konnte auch der Grund zu fortwirkenden Kulturen immer nur gelegt werden, wenn sich dem gelehrten Wissen und künstlerischen Können spontan vorgehende Laienkraft verband.

Am Anfang der deutschen Baukunst steht nicht ein Baumeister oder eine Bauschule, sondern ein fürstlicher Laie; ein autonom wollender Bauherr wurde im übertragenen Sinne zum Baumeister: Karl der Große. Er hat einer fälligen Entscheidung den Weg gezeigt und so mit sicherer Hand eine tausendjährige Baugeschichte eingeleitet. Wie ein vom Geist der Geschichte rechtzeitig Beauftragter steht er da; er trägt mit Recht den Beinamen des Großen, weil eine sich selbsttätig steigernde Kultur ihren Anfang nahm, als es ihm gelang, aus einem nur ethnographisch zu wertenden Stammesgemisch eine geschichtlichen Gesetzen gehorchende Nation zu machen.
Vor der Regierungszeit Karls des Großen haben die Deutschen von einer Baukunst und von anderen untrennbar damit verbundenen Kulturgütern nichts gewußt. Bis zum Ende des achten Jahrhunderts haben sie nicht architektonisch empfunden. Ihre Gottheiten lebten im Walde, es waren Nomadengötter; ihre Fürsten waren Häuptlinge noch nicht seßhaft gewordener Stämme. Jene brauchten nicht den Tempel und diese nicht den Palast. Es gab wenig mehr als eine primitive Verzierungskunst; und darin kam ein Hang zur Abstraktion, eine Abkehr vom Naturvorbild zum Ausdruck. Das Eigentümlichste sind lineare Ornamente, in denen Naturmotive bis zum Runenhaften verwandelt erscheinen. Über ein Schmücken von Waffen und Gerät gingen die Versuche kaum hinaus. Der alte Götterglaube blieb gestaltlos; skulptural wurde er nicht einmal in primitiven Götzenbildern festgehalten. Die Wohnhäuser waren aus Flechtwerk und Holz gemacht; die Fähigkeiten reichten bestenfalls bis zur Bearbeitung des Holzes, der Stein war noch ein fremdes Material. Selbst jahrhundertelange Berührungen mit der Römerwelt haben daran nichts geändert, obwohl die alte lateinische Kultur den Deutschen Beispiele reifer Baukunst vor Augen stellte. Die Bewohner Germaniens müssen den antiken Kastellen und Bädern, den fremden Trachten und Gewohnheiten mit einem dumpf ablehnenden Staunen gegenübergestanden haben. Wie Halbwilde



Reitender Jäger. Nach einer alten mongolischen Zeichnung

ihre Eroberer und Unterdrücker anstarren – ohne Ehrgeiz, ohne Nachahmungslust. Selbst die, die in Italien Kriegsdienste geleistet hatten und zurückkehrten, vergaßen eilig und wie erlöst von einer zu hohen Forderung die Kulturwunder der südlicheren Welt.

In der Folge ist die Zeit der Völkerwanderung den um ihr Dasein kämpfenden Deutschen zu einer Epoche jungen Heldentums geworden. In den Begebenheiten dieser Zeit wurzeln viele Heldensagen und Volksepen. Dennoch hat sich eine höhere Auffassung der bildenden Kunst auch jetzt nicht entwickelt. Der sogenannte Völkerwanderungsstil ist immer noch eine Verzierungskunst; er gibt sich in einem Formendialekt, der aus Fremdartigem gemischt ist, aus Motiven der Spätantike und des Orients. In den Händen ziemlich roher Kunsthandwerker ist dieses Kunstgewerbe zu Ausfuhrartikeln spekulierender Händler geworden. Die Metallarbeiten, Kerbschnitte und Schmucksachen waren von vornherein für „Barbaren" bestimmt; und sie wurden nicht besser, als sie in Deutschland nachgeahmt wurden. Das Eigentümlichste der nordischen Kunst dieser Zeit wird anschaulich in den alten skandinavischen Schiffsschnäbeln. Sie haben eine gewisse Verwandtschaft mit dem, was man von Beispielen ozeanischer Kunst in den Museen für Völkerkunde findet. Primitive Völker sind einander in ihrem künstlerischen Tun ja ähnlich verwandt, wie es die Kinder aller Zeiten und Länder in ihren Zeichnungen sind. Im ganzen muß diese Stufe immer noch als vorgeschichtlich bezeichnet werden.

Ein geschichtliches Leben und damit auch ein Erwachen zur Kunst beginnt erst mit dem Christentum. Darauf haben die Deutschen – wie alle Völker Nordeuropas – gewartet wie auf ein Stichwort; das Christentum hat ihnen den Segen der Form gebracht. Eine deutsche Baukunst konnte erst entstehen, als ein Gott verehrt wurde, der in einem Sakralgebäude wohnte; damit wurde dann aber auch gleich eine ganze Architekturbewegung ins Leben gerufen. Als das Christentum nach Deutschland kam, war es seit Jahrhunderten schon in den von Konstantin dem Großen

christianisierten West- und Oströmischen Reichen fest der Staatsidee verbunden. Es kam darum nach Deutschland schon als Staatsgedanke. Dieser Gedanke aber wirkte mit Gewalt dahin, die deutschen Stämme endlich und endgültig seßhaft zu machen, eine Zentralmacht zu gründen und damit die Vorbedingungen einer Kultur zu schaffen. Es waren zwei Seiten derselben Sache, wenn hier die Kirche und dort der Kaiser architektonisch repräsentieren wollten.

Zum zweitenmal kam die Spätantike nun zu den Deutschen. Doch kam sie jetzt als frühchristliche Kunst mit grundsätzlich gewandelten Formen. Das junge Christentum hatte die Antike ihrer reichen Sinnenfreude entkleidet, das üppige plastische Gefühl hatte sich in ein neu beseeltes Flächenleben verwandelt, der Dekorationsdrang war dem Wunsch gewichen, bedeutsam zu erzählen, das weltlich Repräsentative hatte sich umgestaltet in ein Geistliches. Aus einer Genußkunst war eine religiöse Gesinnungskunst geworden, die auf Volkstümlichkeit abzielte und auf jenen merkwürdigen Sozialismus der Seele, der im Gefolge der Evangelien einhergeht. Diese neue, von der Antike abgeleitete Kunst erteilte den Gläubigen Bilderunterricht an den Kirchenwänden. In das einst imperialistisch Großartige kam etwas populär Primitives, das sich an eine Gemeinde von niedrig Geborenen wandte und wohl geeignet war, nationale Eigenart aufzunehmen und zu verarbeiten. Der prunkvolle Säulentempel reizte nicht mehr, die riesigen Gewölbebauten der Amphitheater und Thermen entsprachen nicht länger dem Bedürfnis, die weltlich stolzen Triumphbögen wurden gar als Teufelswerk verabscheut. Statt dessen entwickelte sich puristisch ein neuer Sakralbau – zuerst nur geduldet und darum weit hinaus an die Stadtperipherie „fuori le mura“ gedrängt –, der wenig Wert auf Fassadenwirkung legte, um so inbrünstiger aber das Innere des Heiligtums ausgestaltete. Die frühchristliche Kunst war arm im Vergleich zur antiken Kunst; die mageren neuen Formen aber sprachen wieder unmittelbar, sie waren von Gefühl beseelt. Und sie wirkten um

so eindringlicher, als ein orientalischer Einschlag hinzukam, der das antik Abgeleitete in einer seltsamen Weise romantisierte. Dieses war im wesentlichen das Material für eine deutsche Baukunst, das Karl der Große vorfand, als er daran ging, einen mitteleuropäischen Gottesstaat zu schaffen. Klar muß er die Notwendigkeit erkannt haben, die Deutschen kulturell produktiv zu machen; und ebenso klar muß es ihm gewesen sein, daß dieses bei der Lage der Dinge nur zu verwirklichen war, wenn den Deutschen auf dieser Morgenstufe ihrer Geschichte Beispiele des Möglichen und Wünschenswerten vor Augen gestellt wurden, wenn sie gewissermaßen zu einem Eklektizismus verführt wurden, der sie erst einmal mit dem Material, mit den Formen und mit dem Sinn der Kunst bekannt machen mußte. Es galt vor allem über die Grenze hinwegzukommen, die den Barbaren vom Kulturmenschen scheidet, die stets und überall Volkskunde von Geschichte trennt. Karl selbst hat offenbar ein ihm angeborenes starkes Kunstgefühl in Italien erzogen – nicht zuletzt in Ravenna, wo sich das Frühchristliche im unmittelbaren Kontakt mit dem Orient reich und eigentümlich entfaltet hat. Er war ein Cäsarengeist, der realistisch dachte und der das Kaisertum auf nordischer und christlicher Grundlage neu gründen wollte. Um ihn richtig zu sehen, muß man seine Gestalt entidealisieren, das heißt, man muß ihr das Sagenhafte nehmen und den lang wallenden Legendenbart, für den die Deutschen nun einmal eine Schwäche haben. Er gewinnt dabei. Ein höchst lebendiger Mensch kommt zum Vorschein, stark in seinen Begierden und noch wie von barbarischer Wildheit erfüllt, aber auch schon von feiner Sitte, heiter und geistvoll, würdig des Beinamens „David", den seine Tischgenossen ihm verliehen hatten, ein starker, schöner Mann, der Musik, Dichtung, Kunst, schöne Form und edle Bildung um so mehr liebte, als er sich alles autodidaktisch hatte erwerben müssen, ein „aufgeklärter Despot", weil er der freieste Geist seines großen Reiches war, ein guter Freund und ein schlimmer Feind, eine Persönlichkeit, die eine Synthese in sich trug und darum kühn sein konnte, ein Mensch

mit der Naivität eines Künstlers. Als er, dem politisches und künstlerisches Denken eines war, unbekümmert aus Orient und Okzident nahm, was das neue Reich brauchte, kam er einem Wesenszug der Deutschen entgegen, der in der Folge ihrer ganzen Geschichte das Gepräge gegeben hat: es ist ein Dualismus, ein Kampf zweier Seelen, der darin besteht, daß gleich heftig das ganz Eigene und das Fremde und Ferne gewollt wird; es ist ein inneres Verlangen, sich durch einen Anstoß von außen und durch eine Sehnsucht in die Ferne in Bewegung setzen zu lassen. Das Talent des Deutschen in allem Künstlerischen – und darüber hinaus – hat nicht eigentlich Initiative; es ist mehr rezeptiv als spontan. Die Deutschen sind nicht so sehr Aufspürer als vielmehr Vertiefer; sie können lichterloh brennen, aber erst wenn ein fremdes Streichholz gezündet hat. Dann freilich übertreffen sie nicht selten den Anreger. Die Deutschen sind, um ein Wort Schillers zu brauchen, ein langsames Volk. Darum war das Verfahren Karls, die Deutschen zur Kunst zu erziehen, indem er die nachkonstantinische frühchristliche Kunst aus Norditalien an den Rhein brachte, psychologisch richtig. Sein Verfahren ist eine Renaissance genannt worden, doch läßt es sich besser als Eklektizismus bezeichnen. Eklektizismus ist keineswegs immer ein Zeichen von Erschöpfung, es kann auch ein Anfang sein. Und hier war es ein Anfang. Der Kaiser bildete in seinem zu großen Teilen noch heidnischen Reich eine Akademie – eine einzige –, deren Leiter und Inspirator er war. Es war ein Klostergedanke darin, sie hatte etwas von einer Tafelrunde, und es waren auch Elemente der hellenistischen Akademie darin enthalten. Karl versammelte die Begabtesten, Gebildetsten und Freiesten seiner Zeit und seines Reiches zur gegenseitigen Befruchtung. Gleiche Ursachen erzeugen ähnliche Wirkungen; darum läßt diese karolingische Akademie, die zur Keimzelle wurde, an jene deutschen Akademieen denken, die nach dem Dreißigjährigen Krieg gegründet wurden, als Deutschland leer war an Künstlern, Handwerkern und Gelehrten, als das fremde Vorbild wieder einmal zur Belebung und

Erziehung herbeigezogen werden mußte und der Import ausländischer Beispiele zu einer Lebensfrage wurde. Es ist bezeichnend, daß damals, in der Barockzeit, unter den Baumeistern die Gestalt des „Kavalierarchitekten" typisch geworden ist; das war eine Persönlichkeit, die ein gebildeter und begabter Fachmann, ein Techniker, Festungsingenieur, Hofmann, Politiker und Staatsmann in einem war, sowohl dienstlich wie freundschaftlich seinem Fürsten fest verbunden. Von diesen Kavalierarchitekten findet man einige Züge wieder in den Persönlichkeiten der Umgebung Karls des Großen. Man mag entfernt an die Tafelrunde des jungen Friedrich in Rheinsberg und Sanssouci denken; was dort die französische Sprache, das war hier die lateinische. Das Endziel war in beiden Fällen die Aufzucht deutscher Kultur. Wie Karl der Große im Kreise seiner ihm befreundeten Mitarbeiter über Fragen des Kirchenregiments beriet, wie er dort politische Fragen behandelte, Probleme der Geschichtsschreibung und der Sprache oder der Wirtschaft, des Handwerks und der Landwirtschaft, so stellte er auch die Fragen der Musik und der Kunst zur Diskussion. In seiner Akademie war jeder Geistliche ein Staatsmann, und Staatsmänner wurden in vielen Fällen zu Laienäbten ernannt; wer im kleineren oder größeren Kreis regierte, wurde auch zum Geschichtsschreiber der Zeitbegebenheiten, der Gelehrte blieb nicht in der Stube, sondern betätigte sich praktisch an Staatsaufgaben. Alle aber wurden zu Bauherren; und diese Bauherren, in Italien gebildet, beherrschten die Materie so gut, daß sie ihre eigenen Baumeister sein konnten. Von der Hofakademie aus ging dieser fruchtbare synthetische Geist auf die Klöster über, auf die Bischofssitze und die Grafen. Alle diese Männer, die Abteien leiteten, den Kaiser politisch berieten, Heldensagen sammelten, Musik trieben, Schulen einrichteten, das Handwerk zur Leistungsfähigkeit erzogen, ein neues Recht schufen und leidenschaftlich mit dem Bau von Kirchen und Pfalzen beschäftigt waren, sind als Laien anzusprechen. Es gab noch nicht den spezialisierten Fachmann. Alle glichen mehr oder

weniger jenem Einhard, der in einer Klosterschule erzogen worden war, der dann in Fulda Abt wurde, der mit besonderem technischen Talent viele Bauten leitete, der den Kaiser in politischen Fragen beriet, eine Lebensgeschichte des kaiserlichen Freundes schrieb und Oberaufseher der Kunstwerkstätten in Aachen war. Die Männer waren so, wie der geschichtliche Augenblick sie brauchte: ihre Aufgabe bestand darin, eine Brücke zu schlagen und deutsche Volkskraft durch die Berührung mit lateinischer Kultur zur Entwicklung zu bringen. Es gibt Stimmen, die erklären, dieser geschichtliche Vorgang sei für die Deutschen ein Unglück gewesen. Sie haben unrecht: mit innerer Notwendigkeit hat sich vielmehr ein Schicksal erfüllt. Karl der Große hat die Deutschen gezwungen, sich auf sich selbst zu besinnen, als er die erste große Auseinandersetzung mit der antiken Kultur erzwang, als er das Christentum ausbreitete, Kirchen und Paläste zwischen Metz und Aachen baute, das Klosterwesen entwickelte und die Klöster zu Schulen für Religion, Kunst, Wissenschaft, Handwerk, Gewerbe und Landwirtschaft machte. Der Kaiser hat alles in Bewegung gesetzt, als er das Heilige mit dem Profanen fest verband und in seinem Reiche der erste große Laien-Baumeister wurde.

*

Georg Trakl: Drei Gedichte

Frauensegen

Schreitest unter deinen Fraun,
Und du lächelst oft beklommen:
Sind so bange Tage kommen.
Weiß verblüht der Mohn am Zaun.

Wie dein Leib so schön geschwellt
Golden reift der Wein am Hügel.
Ferne glänzt des Weihers Spiegel,
Und die Sense klirrt im Feld.

In den Büschen rollt der Tau,
Rot die Blätter niederfließen.
Seine liebe Frau zu grüßen,
Naht ein Mohr dir braun und rauh.

Geistliches Lied

Zeichen, seltne Stickerein
Malt ein flatternd Blumenbeet.
Gottes blauer Odem weht
In den Gartensaal herein,
Heiter ein.
Ragt ein Kreuz im wilden Wein.

Hör im Dorf sich viele freun,
Gärtner an der Mauer mäht,
Leise eine Orgel geht,
Mischet Klang und goldenen Schein,
Klang und Schein.
Liebe segnet Brot und Wein.

Mädchen kommen auch herein,
Und der Hahn zum letzten kräht.
Sacht ein morsches Gitter geht,
Und in Rosen Kranz und Reihn,
Rosenreihn,
Ruht Maria weiß und fein.

Bettler dort am alten Stein
Scheint verstorben im Gebet,
Sanft ein Hirt vom Hügel geht,
Und ein Engel singt im Hain,
Nah im Hain,
Kinder in den Schlaf hinein.

Im Frühling

Leise sank von dunklen Schritten der Schnee,
Im Schatten des Baums
Heben die rosigen Lider Liebende.

Immer folgt den dunklen Rufen der Schiffer
Stern und Nacht;
Und die Ruder schlagen leise im Takt.

Balde an verfallener Mauer blühen
Die Veilchen,
Ergrünt so stille die Schläfe des Einsamen.

*

Rüdiger von Bechelaren

Unterdes sie stritten, kam Herr Rüdiger von Bechelaren zu Hofe und sah das große Leid auf beiden Seiten. „O weh mir!" sprach der treue Recke, „daß ich diesen Jammer erleben mußte. Wie gern ich Frieden schüfe; der König tut es nicht, so sehr quält ihn das Unglück seiner Freunde." Rüdiger sandte zu Dietrich, ob sie es noch einmal bei den Königen versuchen sollten; aber der Berner ließ ihm antworten: „Wem möchte das gelingen? König Etzel will sich nicht versöhnen lassen."
Ein Heunenrecke sah Rüdiger stehen und weinen; er sprach zur Königin: „Seht Ihr, wie dieser steht, der in Etzels Lande die größte Macht an Burgen und Mannen hat? Noch schlug er in diesen Stürmen keinen Schlag. Mich dünkt, daß ihn wenig kümmert, was hier geschieht, und doch sagt man von ihm, er sei kühner als sonst einer." Traurigen Herzens hörte der adelige Rüdiger des Heunen Rede und dachte: Das sollst du mir büßen! Du schiltst mich feig und hast dein Sprüchlein allzu laut gesagt vor der Königin. Er ballte die Faust und schlug den Heunen, daß er

ihm wie tot zu Füßen fiel. „Fahr hin! du feiger Schuft," sprach Rüdiger, „mir ists bitter genug, daß ich nicht mitkämpfen kann. Wes zeihst du mich? Alles, was ich könnte, möchte ich ihnen tun, hätt ich nicht selbst, als ihr Geleiter, sie ins Land geführt."
Da sprach König Etzel zu dem Markgrafen: „Wie habt Ihr uns geholfen, adeliger Rüdiger? Der Toten haben wir genug, Ihr solltet sie nicht mehren." Antwortete der Markgraf: „Er trat mir aufs Herz und zieh mich alles dessen, was ich von Euch empfing; das ist dem Lügner nun vergolten." Auch die Königin hatte gesehen, was geschah; mit nassen Augen klagte sie: „Wie verdienten wir, daß Ihr mein und des Königs Leid mehrt? Wohl gelobtet Ihr uns, alles, Ehr und Leben, für uns zu wagen. Ich mahne Euch der Dienste, die Ihr mir geschworen habt, als Ihr mir zu Etzel rietet: daß Ihr mir dienen wolltet bis in den Tod."
„Ich leugne nicht, daß ich Euch schwur, adelige Frau," sprach Rüdiger, „Ehr und Leben für Euch zu wagen. Daß ich die Seele verlöre, das schwur ich Euch nicht. Ich war es doch, der die Fürsten zu Euerm Hoffest führte."
Sie sprach: „Nun gedenke der Treue, die du mir geschworen hast! Der festen Eide, daß du all mein Leid rächen wolltest!" Da sprach der Markgraf: „Ich hab Euch selten etwas versagt." Nun begann auch König Etzel zu flehen; er und Kriemhild warfen sich Rüdiger zu Füßen. Traurig sprach der Treue: „O weh mir Gottes Armen! All meiner Ehren, meiner Treu und Ritterschaft muß ich entsagen. Wollte mein Tod doch alles wenden! Laß ich eines und tu das andere, so hab ich feig und übel getan. Laß ich beides, so fluchen mir alle."
Der König und sein Weib ruhten nicht zu bitten; immer noch hätte Rüdiger ihnen den Kampf gern abgeschlagen, denn er sah wohl, welchen Schaden für die Freunde und sich selbst er stiften würde. Also sprach er zu dem König: „Herre, nehmt alles wieder, was ich von Euch habe, Land und Burgen, und laßt mich auf meinen Füßen ins Elend gehen!" Da sprach der König: „Wer hülfe mir dann? Ich will dir noch mehr Land und Burgen

geben, du sollst ein gewaltiger König werden neben mir; nur räche mich an meinen Feinden!" Rüdiger sprach: „Wie soll ichs enden? Ich lud sie in mein Haus, ich bot ihnen Trank und Speise, und nun soll ich zu ihrem Tod helfen! Mögen die Heunen mich feige schelten, so hab ich doch dem König nie einen Dienst versagt. Wie reut mich nun die Freundschaft mit ihnen! Jung Giselher gab ich meine Tochter; wem hätte ich sie besser geben können, denn an Ritterschaft und Ehre ist keiner reicher als er."

Da sprach Kriemhild: „Vieledler Rüdiger, laß dich mein und des Königs Schmerz erbarmen! Gedenke, daß nie ein Wirt üblere Gäste empfing!" Da sprach der Markgraf: „Heute muß Rüdiger mit dem Leben zahlen, was Ihr und sein Herr ihm Gutes taten. Heute müssen mein Land und Burgen ihren Herrn verlieren. Drum befehl ich Weib und Kind und alle, die ich heimatlos in Bechelaren lasse, Eurer Gnade." „Das lohn dir Gott! Herr Rüdiger", sprach der König; er und Kriemhild waren beide froh. „Die Deinen sollen uns befohlen sein; doch trau ich meinem Glück, daß du gesund aus dem Streit kehrst." Da sprach der Markgraf Rüdiger: „Ich muß Euch leisten, was ich gelobte. O weh meiner Freunde! wider die ich ungern streite." Traurig ging er von dem König und kam zu seinen Recken; er sprach: „Ihr sollt euch waffnen, all meine Mann! Zu meinem großen Leid muß ich wider die Burgonden streiten."

Sie riefen nach Helm und Rand. Mit zwölf über fünfhundert Recken waffneten sie sich: bald sah man sie unter Helmen, sie trugen die lichten Schilde und die scharfen Schwerter. Als der Fiedler das sah, erschrak er in großem Leide. Auch der junge Giselher sah seinen Schwäher kommen mit gebundenem Helm; wie mochte er anders denken, als daß es Gutes künde! So sprach er fröhlichen Muts: „Wohl mir der Freunde! die wir auf der Fahrt gewannen. Nun kommt uns zugute, daß ich ein Weib gewann!" „Ich weiß nicht, was Ihr hofft," sprach der Spielmann, „wo sahet Ihr jemals Helden mit gebundenen

Helmen zu einer Sühne schreiten, das Schwert in der Hand? Rüdiger will Land und Burgen, die ihm Etzel gab, an uns verdienen."

Rüdiger war derweil vor das Haus gekommen; er setzte den guten Schild vor den Fuß; Gruß und Frieden mußte er seinen Freunden versagen. Er rief in den Saal: „Ihr kühnen Nibelunge, nun wehrt euch, was ihr könnt! Ich sollte euch schirmen, nun will ich euch schaden; bis jetzt waren wir Freunde, nun will ich meiner Treue ledig sein."

Wie erschraken da die Nothaften! Sie sollten streiten mit dem, der ihnen teuer war. Hatten sie von ihren Feinden nicht genug Trübsal erduldet? „Nun wolle Gott, daß Ihr Euch gnädig gegen uns erzeigtet!" rief der König Gunther. „Gedenkt der großen Treue, die wir zu Euch tragen!" „Ich kanns nicht wenden," sprach der Markgraf, „ich muß mit euch streiten, wie ichs geschworen habe. Drum wehrt euch! ihr kühnen Helden, so lieb euch das Leben ist. König Etzels Weib wollte mirs nicht erlassen." „Ihr widersagt uns gar spät," sprach der König; „möge Gott Euch vergelten, was Ihr uns Gutes erwiesen habt. Gedenkt, daß Ihr es wart, der uns in Etzels Land führte!" „Wie wohl gönnte ich euch die Heimkehr," antwortete Rüdiger; „dürfte ich euch noch länger dienen und euch noch reichere Gabe bieten, wenn keiner mich darob schelten könnte!" „Laßt ab von uns, adeliger Rüdiger," sprach Gernot; „niemals geschah elenden Gästen mehr Liebe, als Ihr an uns tatet. Das wollen wir Euch immer danken, wenn wir am Leben bleiben." „Wollte Gott, daß ihr am Rheine wärt, und ich läge hier in Ehren tot!" sprach Rüdiger. „Mich würde Euer Tod gar reuen", sprach Gernot. „Hier trag ich das Schwert, guter Held, das Ihr mir gabt. Nie versagte es mir in dieser Not, und mancher starb von seiner Schärfe; lauter ist es und fest, herrlich und gut. Aber wenn Ihr nicht abstehen wollt von uns, und schlügt Ihr mir einen der Freunde, die ich noch habe, ich nähme Euch das Leben mit Eurem eignen Schwert. Leid wärs mir um Euch und um Euer schönes Weib." „Wollte

Gott, Herr Gernot, daß alles nach Eurem Willen geschähe und Ihr, samt Euren Freunden, gesund bliebet! Weib und Tochter wollte ich Eurer Treue befehlen."
Da sprach Herr Giselher, der schönen Ute Kind: „Warum tut Ihr das? Herr Rüdiger. Alle, die mit uns kamen, sind Euch gut. Ihr handelt übel, wolltet Ihr Eure schöne Tochter so früh zur Witwe machen." „Gedenkt Eurer Treue! vieledler König, und wenn Euch Gott gesund von hinnen sendet, so laßt die Jungfrau mein Tun nicht büßen." „Das tät ich gern," sprach Jung Giselher, „aber wenn einer von meinen Freunden, die noch leben, von Euch stürbe, so müßte die Freundschaft zu Euch und Eurer Tochter ein Ende haben."
Sie hoben die Schilde und drängten hinauf zu Kriemhilds Saal. Da rief Hagen laut die Stiege hinab: „Wartet eine Weil! vieledler Rüdiger, wir wollen mehr reden. Mich und meine Herren zwang die Not. Was kann unser Tod König Etzel helfen? Auch steh ich in großer Sorge: den Schild, den Frau Gotelind mir gab, haben die Heunen mir vor der Hand zerhauen. Dürfte ich den Schild führen, den du vor Händen hast, vieledler Rüdiger, ich brauchte im Sturme keiner Halsberge."
„Gern hülf ich dir mit dem Schilde," sprach der Recke, „wagte ich es vor Kriemhild zu tun. – Doch, nimm ihn hin! Hagen, und trag ihn an der Hand. Möchtest du ihn heimführen an den Rhein!"
Viele Augen wurden naß, als er ihm den Schild so willig ließ; es war Rüdigers letzte Gabe, die er einem Recken bot. Wie grimmig und hart Hagen auch war: die Gabe rührte ihn, die der gute Held ihm bot vor seiner letzten Stunde. „Den Schild lohn Euch Gott! adeliger Rüdiger. Wie du hat noch kein Degen elenden Recken gegeben. Daß Ihr mit uns streiten müßt, das sei Gott geklagt; doch was immer diese hohen Recken an dir tun: meine Hand wird dich im Streite nicht berühren, und erschlügst du die Burgonden alle." Mit Dank neigte der gute Rüdiger sich da vor Hagen; alle weinten, daß niemand dieses große Herzeleid

abwenden könnte. Da sprach der Spielmann Volker: „Weil mein Geselle Hagen Euch Frieden bot, sollt Ihr auch von mir festen Frieden haben. Das habt Ihr verdient, als wir in dieses Land kamen.“

Rüdiger hob den Schild, der Streitzorn ertobte in seiner Brust, ritterlich lief er zu den Gästen und schlug manchen raschen Schlag. Volker und Hagen wichen zurück, aber Rüdiger fand noch so manchen Kühnen vor dem Saal, daß er den Streit mit Sorgen begann. Aus mordlichem Willen ließen Gunther und Gernot die Stürmenden in den Saal. Giselher hielt sich auch zurück, den Markgrafen zu meiden.
Hinter ihrem Herrn sprangen die Mannen kühnlich an die Feinde, von den scharfen Waffen in ihren Händen barsten viel Helme und mancher gute Schild. Auch die müden Burgonden schlugen manchen harten Schlag durch lichte Ringe und standen herrlich im Sturme. Als die Mannen von Bechelaren im Saale waren, sprangen Hagen und Volker zu, sie gaben niemand Frieden als dem einen, von ihren Händen floß das Blut durch die Helme. Die Schildspangen brachen von grimmen Schlägen, die edlen Steine fielen in das Blut: so grimmig hatten sie noch nicht gestritten.
Der Vogt von Bechelaren schritt im Sturme hin und wider; wohl wies er an diesem Tag, daß er ein Recke war, der schwerlich seinesgleichen hat. Viel der Burgonden starben von seiner Hand. Das sah ein Burgonde, und großer Zorn sprang ihn an: der starke Gernot wars, der rief den Helden an: „Ihr wollt mir der Meinen keinen leben lassen, vieledler Rüdiger, das schmerzt mich so bitterlich, daß ichs nicht länger sehen kann. Drum muß Eure Gabe Euch jetzt zu Schaden kommen. Wendet Euch her! Ich will sie an Euch verdienen, wie ich kann.“
Lichte Ringe mußten rot werden, eh die zwei Streitkühnen zueinander kamen. Jeder schirmte sich mit dem Schilde vor des andern scharfem Schwert. Da schlug Rüdiger Gernot durch den

steinharten Helm, aber rasch vergalt der ihm den Schlag: Rüdigers Gabe schwang er hoch in der Hand und gab ihm die Todeswunde. So fielen Rüdiger und Gernot in einem Sturme, einer von des andern Hand.
Als Hagen den großen Schaden sah, ergrimmte er erst recht; er rief: „Ihrer beider Tod frommt uns übel, keiner kann uns den Schaden vergüten; drum müssen Rüdigers Mannen uns Elenden zu Pfande werden." „O weh meines Bruders!" sprach der König Gunther, „das Unglück sucht uns heim, auch des adeligen Rüdiger Tod wird mich immer reuen. Wir leiden Schmerz und Schaden auf beiden Seiten." Als Giselher seinen Schwäher tot sah, da mußten, die noch drinnen waren, große Not von ihm leiden: grimmig suchte der Tod sein Gesinde, und keiner von Bechelaren blieb am Leben.
Gunther und Giselher, Hagen und Volker gingen zu den zwei Toten; da hörte man die starken Helden klagen und weinen. „Der Tod beraubt uns schmerzlich", sprach Jung Giselher. „Doch laßt euer Weinen und tretet hinaus, daß der Wind uns Sturmmüden die Ringe kühle. Noch lange zu leben, ist uns nicht vergönnt."

Wieder ruhten die Recken: den sah man sitzen, den andern lehnen. Rüdigers Helden lagen alle tot. Das Tosen schwieg, die Stille war so groß, daß Etzel zu sorgen begann. „O weh!" sprach die Königin, „Rüdigers Treue ist nicht so fest, daß unsere Feinde sie mit dem Leben zahlen müßten. Er will sie wohl heimbringen ins Burgondenland. Was half uns, König Etzel, daß wir alles mit ihm geteilt haben? Der Held, der uns rächen sollte, hat uns übel getan; er will Frieden stiften."
Der Königin antwortete der kühne Volker: „Es ist nicht so, wie Ihr sagtet, adelige Königin; dürfte ich Euch Lügen schelten, vieledle Frau, müßt ich sagen, Ihr hättet auf Rüdiger gelogen: er und die Seinen alle sind um die Sühne betrogen. Willig tat er, was der König Etzel ihm gebot; nun liegt er hier erschlagen.

Schaut Euch um! Herrin Kriemhild, wem Ihr noch gebieten wollt! Rüdiger diente Euch bis an sein Ende; wollt Ihrs nicht glauben, so wird mans Euch sehen lassen."
Das geschah zu ihrem großen Herzeleid: sie hoben den toten Helden, daß der König ihn sah; nie geschah Etzels Degen so grimmes Leid. Wer möchte sagen, wie weh ihnen war, als sie den Markgrafen tot sahen! Etzels Jammer war so groß, daß seine Klage erscholl gleich eines Löwen Stimme; auch sein Weib jammerte in herztiefem Weh über des guten Rüdiger Tod.

*

Das Kind unter den Wölfen

Berchtung wurde heimlich zu dem König gerufen; der sprach mit Jammern zu ihm: „Du sollst mein junges Kind töten, so heimlich, daß niemand es erfährt." Da sprach der Getreue: „Davor behüt mich Gott! Ich will an seinem Tod nicht schuldig werden." Sprach der König: „Gedenk, daß du mein treuester Diener bist! Widerstehst du aber meiner Bitte, so muß unsere Treue ein Ende haben. Du hast auf Lilienprote ein schönes Weib und sechzehn schöne Söhne, die heiß ich alle an deine Zinnen henken, dich aber allererst." Da dachte der Getreue: Er ist bösen Muts. Tu ich seinen Willen nicht, so tut er wohl, was er droht. Also sprach er zu dem König: „Willst du mirs nicht erlassen, so muß ich das Kind wohl töten." Wie gern wäre Berchtung da anderswo gewesen!
Der König sprach: „Wache in dieser Nacht und gebiete dem Torwart, daß er dich hinauslasse und schweige. Ich will keinen Kämmerer vor der Kemenate wachen lassen. Schläft dann die Königin, so geb ich dir das Kind."
Zur Nacht redete der König mit der Mutter und sprach im Zorn: „Wessen ist das Kind? Ist es des Teufels?" „Nein," sprach sie, „es ist dein!" Er sprach: „Ich will ihm kein Erbe

teilen, nicht Land noch Burg." Da zürnte sie und sprach: „Ich hoff, er wird wohl so stark, daß er ein Königreich und eine Königin erstreitet." Da sprach der König: „Getraust du ihm solches Glück, so mag er seinen Brüdern das Erbe lassen; denn an einem Königreich hat er wohl genug. Darum schwör ich dir auf Treue, daß er meines Erbes kein Haar erhalten soll." Damit kehrte er sich von ihr, und sie schlief ein. Da schlich er zu der Tür und raunte hinaus: „Berchtung, bist du da? Und schlafen alle in der Burg?" „Herre," sprach der Getreue, „es wacht niemand."

Der König ging zu dem Bette, er nahm das schlafende Kind verstohlen aus der Decke, ging leise hinaus und gab es Berchtung. Der schlug es in seinen Mantel, kam zum Torwart und sprach: „Verrätst du mich, so schlag ich dir das Haupt ab und stürz dich in den Graben." Dann saß er auf sein Roß, nahm das Kind in den Schoß und ritt hinab.

An der Burgleite erwachte das Kind, es begann zu weinen und sagte: „Mutter, decke mich!" Sprach der Alte in seinem Gram: „Was kümmert mich, daß dich friert!" Als die lichte Sonne aufging, ritt er einsam durch den Wald; denn er mied Steg und Straße. Im hellen Morgen vergaß das Kind der Kälte, es spielte mit den Ringen seiner Brünne und fragte: „Was ist das?" Da griff der Jammer dem Alten ans Herz; er blickte das lachende Kind an und dachte: Töte ich dich, so werd ich nimmer froh. Mein Herz ist so traurig, als ob ich mit dir sterben sollte.

Er ritt aus der Heide in eine Wildnis, in die nie ein Mensch kam. Hier zog er sein Schwert und wollte das Gebot seines Herrn erfüllen. Als er das nackte Schwert sah, verzagte ihm das Herz: seine Hand wollte töten, sein Herz erlaubte es nicht. Er sprach bei sich selbst: „Wie geschieht mir? Hunderte sah ich sterben von meiner Hand; nun bin ich schwach und blöd, daß ich dich nicht töten kann." Er war zornig und führte das Kind an einen Teich, auf dem Seerosen schwammen; er dachte, es solle nach den Blumen greifen und sich selbst ertränken.



Albrecht Dürer: Madonna am Baume. Kupferstich

Der Teich lag in einer grünen Wiese: da stieg er vom Roß und setzte das Kind ans Wasser. Das Kind sah nicht nach den Rosen, es lief von dem Wasser über den Anger, da spielte es im Grase und wußte nicht, daß es allein war. Berchtung führte sein Roß in den Wald und barg sich hinter dem Laub, da wollte er warten, was geschähe. Das Kind spielte unverdrossen bis an den Abend, als empfände es nicht Hunger noch Durst.

Als der lichte Mond durch die Wolken brach, kamen des Waldes Tiere, die des Trunkes nicht entbehren mögen, zu dem Wasser: wilde Bären und Schweine, unter denen saß das Kind. Da kam eine Schar grimmer Wölfe gelaufen, die jagte der scharfe Hunger. Sie witterten das Kind und schnupperten um es her, sie sperrten ihre Rachen weit, aber keiner rührte es an.

Voll Staunen schlich Berchtung heran, er sah das Wunder: die Augen der Untiere brannten wie Kerzen. Das Kind wußte von keiner Furcht; es ging zu jedem und griff ihm mit der Hand nach den lichten Augen. Das vertrugen sie ihm und ließen es unter sich spielen, bis der Tag begann; und wenn einer ihm wehrte, den schlug es, daß er lag.

Des Wunders lachte Berchtung fröhlich und sprach: „Daß ich dich nicht tötete, das geschah dir aus des Waltenden Güte! Wie solltest du des Teufels Kind sein! Weil die grimmen Wölfe dir Frieden geben mußten, so laß auch ich dich leben.“ Als der lichte Morgen auf der Heide lag, liefen die Wölfe hin, und Berchtung sprach: „Ich will dein Leben retten; Weib und Kind wag ich für dich.“ Er nahm es von der Erde auf den Arm, küßte es an den Mund: „Ich weiß wohl,“ sprach der Getreue, „dieses Zeichen kommt von guten Dingen: du magst wohl ein mächtiger König werden. Und weil du unter den Wölfen dein Leben behieltest, sollst du fortan Wolfdietrich heißen.“

Er trug das Kind zum Rosse; in Sorgen um seines Herrn Zorn ritt er zu einem Waldhüter, dessen Häuslein im Walde lag, darin er oft mit seinen Jägern genächtet hatte. Zu dem sprach er: „Gutmann, wo ist dein Weib?“ Freundlich grüßte der

Arme den Herrn, der sprach: „Nun will ich euer beider Treu versuchen: zieht dieses schöne Kind, und wenn euch die Leute fragen, wo ihrs gewonnen hättet, so sagt, es sei euer eigen Kind. Teilt das Beste mit ihm, was ihr habt; das will ich euch lohnen. Das Haus sei dein, und was du aus dem Walde brauchst, dazu." Da nahmen sie das Kind, und Berchtung ritt heim.

Aus den „Deutschen Heldensagen"

*

Hans Carossa

Dichter und Arzt

Als ich mich, vierundzwanzig Jahre alt, in der herrlich gelegenen Halbinselstadt Passau niederließ, um Kranke zu behandeln, da geschah es mit Vorbehalten. Ich gedachte, das Heilgeschäft nur so nebenher zu betreiben, im Hauptamt aber den Beruf des Dichters zu erfüllen. Wie sich das durchführen ließe, davon hatte ich keine deutliche Vorstellung; nur über eines war ich mir im klaren: jedermann sollte das Werk, niemand aber den Urheber kennen lernen. Wie sehr hatte ich bei solchen Absichten die eigene Natur, wie vollkommen die magischen Anziehungskräfte des Leidens verkannt! Zunächst ereilte mich das Geschick aller Ärzte, die an einem Ort zu kurieren beginnen; es waren gerade die schweren, die von anderen aufgegebenen Fälle, die mein Wartezimmer besetzten. Viele nahmen an, ich käme, mit neuen unfehlbaren Methoden ausgestattet, von der Universität und erwarteten das Unmögliche; andere hatten meinen Vater als tüchtigen Arzt kennen gelernt und hielten den Sohn für den Erben seiner Erfahrung. Diese zweite Art Patienten machte mirs am wenigsten schwer; ihr genügte ich schon, wenn ich die weißen Pilokarpintabletten verschrieb, deren Verpackung den väterlichen Namenszug aufwies.

Es fügte sich, daß eine meiner ersten Schutzbefohlenen ein sehr

schönes Mädchen war, eine junge Goldstickerin, die am Unteren Sand mit ihrer tauben und fast blinden Mutter drei Zimmer bewohnte. Wenn ich sage „ein sehr schönes Mädchen", so denke ich dabei nur an das Antlitz, das bis zum letzten Tage dem Verfall widerstand, indessen der übrige Leib unaufhaltsam verging. Straße und Haus waren wie aus einem Landstädtchen Umbriens herübergenommen; unten, in einem winzigen offenen Laden, saß tagaus, tagein ein alter kleiner Schuster, um den sich die Kinder sammelten; denn er sang unaufhörlich „Schnaderhüpfeln", während er Holzstifte in seine Ledersohlen hineintrieb. Von dem feuchten grabelnden Flur führte eine Stiege, die eigentlich eine Leiter war, zu Marias Krankenstübchen hinauf. Zuckerhutschnüre, mit Haken an der Mauer befestigt, stellten das Geländer vor. Großartig aber war der Fensterblick über den stark strömenden graugrünen Inn auf die hochgelegene Mariahilfkirche hinüber, deren tibetanisch geschwungene Turmkuppeln jenes einzige Stadt- und Landschaftsbild so mächtig ergänzen. Aus Gesicht und Wesen des Mädchens aber sprachen mich romanische und altbayerische Ahnengeister mit vollem Einklang an, und die Schauer des nahen Endes, welche die Gestalt umwitterten, gaben ihrer Zutraulichkeit einen unersetzlichen Wert. Eigentlich war sie schon aller ärztlichen Behandlung überdrüssig geworden, und ihr Taufpate handelte gegen ihren Wunsch, als er mich zu ihr brachte; doch zeigte sie keinen Unwillen wegen des Überfalls und benahm sich durchaus freundlich; immerhin unterzog sie mich zunächst einer kleinen Prüfung. Als ich nämlich ihr Herz untersuchte, hörte ichs nicht schlagen; auch fehlten die rhythmischen Erschütterungen der linken Rippenwand. Erst bei schärferem Horchen kamen aus einiger Entfernung leise Töne. – „Wo haben Sie denn Ihr Herz hinversteckt?" sagte ich; sie aber lachte: „Jetzt weiß ich wenigstens, daß Sie auch hören, wenn Sie horchen. Ihr Herr Vorgänger ist erst nach und nach daraufgekommen, daß ich das Herz nicht auf dem rechten Fleck hab." – Die Listige hatte verschwiegen, daß ihr ein Situs inversus angeboren war, eine ab-

norme Lagerung der Organe, wobei die Leber auf der linken, das Herz auf der rechten Seite liegt. Dieses bißchen Bei-der-Sache-Sein genügte ihr, um mir ihr ganzes Vertrauen zu schenken; auch schien sie mirs in der Folge hoch anzurechnen, daß ich mich nicht vor Ansteckung fürchtete. Gelassen und heiter führte mich diese klagenlos Zerfallende in das trübe Reich des Duldens und Vergehens ein, so daß ich es als solches lange nicht empfand; unversehens war ich eingewurzelt und wirkte mit allen Kräften darin. Leider kam dies anderen Fällen mehr zugute als dem armen Mädchen selber, bei dem alle Kunst nur zu lindern vermochte. Zwar besserte sich ihr Befinden ein wenig; doch wußte sie genau, wie es mit ihr stand, und wurde verstimmt, wenn man ihr etwas vormachen wollte. Für sie war der Tod eine große feierliche Sache, die sie sich nicht nehmen ließ, und nur aus Höflichkeit redete sie zuweilen so, als wollte sie noch eine ziemliche Zeit im Leben verbleiben. Längst hatte sie sich Totenhemd und -kleid genäht; auch beichtete und kommunizierte sie jeden dritten Tag, und nie fand ich sie froher, ausgeglichener, nie einer weltlichen Unterhaltung zugänglicher, als wenn der Stadtpfarrer bei ihr gewesen war, um sie auf ihre Sterbestunde vorzubereiten. Untersuchungen lehnte sie nach einiger Zeit errötend ab; der Herr Doktor, sagte sie, tue ihr leid, wenn er immer wieder eine solche „Boandlkramerin"[1] anschauen müsse, und schon deshalb freue sie sich auf das Hinübergehen, weil sie dann das grausige Gestell endlich los würde.

Während ihrer letzten Tage bat sie sehr oft um eine Milderung ihrer Atembedrängnis. Dabei wurde sie gesprächig, fragte viel, wollte mein ganzes früheres Leben kennen lernen. Eine Generalbeichte wird uns gewiß am leichtesten gegenüber einem Menschen, der schon an der Eingangspforte zum großen Schweigen steht; dennoch schienen meine Bekenntnisse sie ein wenig zu enttäuschen; sie hatte sich die Geschichte meiner Jugend wohl etwas abenteuer-

[1] „Boandlkramer" = Knochenkrämer, altbayerische Bezeichnung für einen zum Skelett abgemagerten Menschen.

licher vorgestellt. Gleichsam zur Buße gab sie mir den Rat, bald zu heiraten, damit mich die Weiber nicht verdürben, sagte auch genau, welche Art Gattin sie mir wünschte. Gesund sollte sie sein, hübsch, aber nicht auffallend schön, Spaß verstehen, gegen Tiere Barmherzigkeit üben und Klavier oder Geige spielen können; dies waren Haupteigenschaften, die sie verlangte. „Morgen will ich Ihnen auch von mir etwas erzählen", raunte sie beim Abschied. Als ich aber am anderen Tage kam, hatte sie die Sprache verloren und vermochte ihre Hände nicht mehr zu erheben. Sie bewegte die Lippen und sah mit eindringlichem Lächeln bald mich, bald ihre Mutter an; endlich bemühte sie sich zu lächeln. Dabei fiel sie mit halboffenen Augen in einen Schlaf, aus dem sie nicht mehr erwachte.

In den Wochen, die nun kamen, fühlte ich mich älter geworden und auch sonst verändert; es war, als hätte mich das zarte Mädchen für immer dem großen Orden der Verlorenen verpflichtet. So war der neue Lebensraum bezogen; ob ich aber auch in ihn hineingehörte, diese sorgenvolle Frage wollte nie ganz verstummen. Solang ich mich meinen ärztlichen Aufgaben gewachsen sah, beunruhigte sie mich nicht sehr: bei jedem Versagen aber mahnte mich das verborgene Dichtertum, und ich warf mir vor, den falschen Weg eingeschlagen zu haben. Den Künstler macht seine Tätigkeit einsam und frei; sie gibt ihm das Recht, zu fliehen, sobald er sich in allzu ungemäße Verhältnisse hineinwachsen fühlt. Mit dem Arzt steht es anders. Ihn sondert seine Kunst nicht von den Menschen ab, und Flucht wäre für ihn Verrat an den Leidenden, die ihm vertrauen. (Dazu kommt noch, daß er fast in jedem Begegnenden bald einen Leidenden erkennen wird, der seiner bedürfte.) Somit war eine tragische Lage gegeben, die ich zum Glück nicht völlig überblickte; sonst hätte ich mir sagen müssen, daß meine Daseinszeit kaum hinreichen würde, um sie von Grund aus zu ändern.

Es war damals einer meiner Fehler, daß die Gesamterscheinung eines Kranken stärker auf mich wirkte als die Krankheit; auch war

ich noch zu schüchtern, zu leicht erbittlich, und mehr als einmal kam es vor, daß ich mir die Führung der Kur entwinden ließ. Jenseits des Inns, im Gasthof zur Sirene, wohnte ein junger Goldschmied, der schon im Hauptbuch meines Vaters als tuberkuloseverdächtig eingetragen war. Gerade an Marias Begräbnistag ließ er mich rufen, und nicht nur durch sein Handwerk erinnerte er mich an sie. Die Krankheit hatte sich bei ihm weniger auf die Lunge als in das linke Kniegelenk geworfen. Dieses war zur Zeit jenes ersten Besuches bereits zu einer enormen Spindel aufgetrieben, und beim dritten oder vierten Male sah ich ein, daß hier von einer erhaltenden Behandlung nichts zu erhoffen war. Heilende Bestrahlungen gab es noch nicht, und so fand ich mich genötigt, ihm zu sagen, daß meine Mittel für diesen Fall nicht ausreichten, daß ich ihn einem Chirurgen überweisen müsse. Leider tat ich das nicht in der diktatorischen Form, die keinen Einwand zuläßt, sondern mit dem verlegenen Zögern des Neulings, das nach schlechtem Gewissen aussieht. Der junge Mann spürte auch sofort, wer ihm gegenübersaß, und indessen ich nach tröstlichen Worten suchte, fand er Zeit, seine Gedanken gegen mich zu ordnen. Eine Weile schrieb er, ohne mich anzusehen, mit dem Finger Zeichen auf die Bettdecke; dann schüttelte er trostlos den Kopf, trocknete sich mit dem Taschentuch seine immer leicht schwitzende Stirn und hielt schließlich eine wohlüberlegte kleine Rede, die mich zwar nicht überzeugte, aber doch verwirrte. Er müsse soeben an meinen Herrn Vater denken, sagte er, Gott gebe ihm die ewige Ruhe, das sei ein Mann gewesen, der würde, wenn er noch lebte, nicht so schnell die Flinte ins Korn geworfen haben. Dann schwieg er abwartend und überließ mich der schmerzlichen Erinnerung an den jüngst Verstorbenen, um plötzlich mit der Behauptung hervorzubrechen, dieser habe mit seinen Arzneien noch ganz andere Übel geheilt als solch ein bißchen Knieschwamm. Man müsse nur seine Schrift über die Tuberkulose aufmerksam lesen; dann ginge einem bald ein Licht auf darüber, daß viele Kranke nur deshalb stürben, weil ihre Ärzte sie für unheilbar

hielten. Und nun bewies er durch Zitate, die nur leider auf seinen Fall ganz und gar nicht paßten, daß er die kleine Abhandlung, die mein Vater über den Einfluß des Pilokarpins auf erkrankte Gewebe geschrieben hatte, nahezu auswendig wußte. Auf einmal legte er seine Hand auf die meine, umfing mich mit seinem dunklen feuerhaltigen Blick und vertraute mir flüsternd an, die Tabletten werkelten schon jetzt, nach kaum vierzehn Tagen, wie kleine Teufel in seinem Knie herum, er spüre deutlich, wie das ganze giftige Zeug aufgestört und aufgesogen werde, genau so wie es im Büchlein stehe, es müsse doch für einen jungen Arzt merkwürdig sein, solch einen Vorgang zu verfolgen. „Nur Mut, nur Vertrauen, Herr Doktor!" rief er lächelnd. „Wir werden das Ziel erreichen, wenn auch langsam."

Derartige Reden und mehr noch ihre frohe sichere Tonart machten mich stumm; ich fand keine Form, ihm geradeheraus zu sagen, daß gegen so grobe Gewebszerstörungen das beste Medikament nicht aufkommen könne, und versprach, der Sache noch ein Weilchen zuzusehen, das heißt: ich ließ alles gehen, wie es ging. Bei meinem nächsten Besuch fand ich ihn sehr beschäftigt. Auf dem Nachttischchen lagen Zangen, Blechscheren und feine Silberdrähte; zwischen den Fingern hielt er einen begonnenen Filigranschmuck und bastelte noch ein wenig weiter, bevor er mich begrüßte. Er habe nicht mehr anders gekonnt, die Kräfte wüchsen von Tag zu Tag, alle Finger zuckten nach Arbeit. So wußte er mich immer aufs neue zu überraschen. Jedesmal, wenn ich die breite düstere Treppe zu ihm hinaufstieg, faßte ich den Vorsatz, ihn über die Vergeblichkeit meiner Behandlung aufzuklären; aber er war nun einmal der Stärkere, und immer wieder ward ich zum Schweigen gebracht von den Rufen der Dankbarkeit und des Entzückens, womit er mir, schon während ich die Handschuhe abstreifte, die Zeichen seiner fortschreitenden Genesung aufzählte. Ob er wirklich daran glaubte, ob er vor sich selber Verstecken spielte, hab ich nie ganz durchschaut; führte er aber, aus purer Messerscheu, vor mir und vor sich selber eine Komödie auf, so muß viel echtes

mimisches Talent in ihm gewesen sein. Dies offenbarte sich vor allem dann, wenn ich das Knie zu untersuchen verlangte. Manchmal überhörte er meine Aufforderung; wiederholte ich sie aber, so tat er hocherfreut, wickelte langsam Tücher und Binden ab und suchte wie ein Fakir mein Bewußtsein zu bestechen, indem er den auffallend schnellen Rückgang der Geschwulst und die zunehmende Beweglichkeit des Gelenkes mit ergriffenen Worten bewunderte, während er es mit schönen, streichelnden Zaubererhandbewegungen der Besichtigung halb entzog. Zuweilen stand seine alte Mutter dabei, und an dieser hatte er die dankbarste Zeugin; sie sah das Knie, wie er es wünschte, und stimmte laut in seine Danksagungen ein. Solche Szenen waren zugleich komisch und unheimlich; schließlich wohnte ich ihnen bei wie einem Schauspiel und bemühte mich immer weniger, ihnen ein Ende zu machen, obwohl ich deutlich sah, daß dieses formlose, vor Hautspannung bläulichrot glänzende Gelenk unaufhaltsam zu einem wahren Monstrum entartete. Gehorsam fuhr ich fort, dem jungen Mann seine gläubig geliebten Pastillen zu geben, verordnete daneben Einreibungen mit Ichthyol und Jod oder legte heißen Lehmbrei auf und erntete für jede dieser Anwendungen das gleiche begeisterte Lob.

So verstrich die Zeit, wo eine Operation ihn hätte retten können; er nahm eilig ab, ich sah es, dämpfte aber mein Gewissen, indem ich mir vorhielt, er sei immerhin noch am Leben, während er aus einer Narkose vielleicht gar nicht mehr erwacht wäre. Die Praxis wuchs, und in den meisten Fällen ging alles gut. Ich merkte dabei kaum, wieviel ununterbrochene Belehrung der junge Goldschmied mir erteilte, wie viele andere Kranke auf seine Kosten richtiger behandelt wurden. Brauchte ich doch in gewissen bedenklichen Lagen bloß an ihn zu denken, um sogleich die entschiedene Haltung zu finden, die ich ihm gegenüber vermissen ließ. Wie es aber einen Täter immer wieder zur Stätte seines Vergehens zieht, so besuchte ich den Armen künftig noch öfter als sonst und blieb meistens lange bei ihm. Unter die Mittel, die ich für ihn

bereiten ließ, begann ich die Euphorie erregenden zu mischen; bald war er in eine leichte Wolke von Wohlgefühl eingehüllt. Allmählich wurden die zwecklosen Kniebesichtigungen sehr anstrengend für ihn; doch fanden sich freundliche Vorwände, um sie von einer Woche zur anderen zu verschieben, bis wir, wie nach Übereinkunft, endlich das unselige Bein in Ruhe ließen. Bald standen wir uns nur noch menschlich gegenüber, und mir war, als könnte ich nun erst etwas für ihn tun. Die Unterhaltung wurde unbefangen, und wie bei Maria beeilte ich mich mit meinen übrigen Besuchen, um noch eine gute Stunde bei ihm zu sein. Er besaß einige naturwissenschaftliche Kenntnisse und war dankbar, wenn ich diese durch Gespräch und mitgebrachte Bücher vermehrte. Und wie ich mich wohl sonst auf einen Pflichtweg vorbereitete, indem ich mir noch beim Stiefelzuschnüren schnell einen Absatz aus dem „Viermännerbuch" einzuprägen suchte (einem höchst beliebten Vademekum, worin vier treffliche Ärzte knapp und klar die wichtigsten Krankheiten abhandeln), so konnte es jetzt vorkommen, daß ich eilig noch ein Kapitelchen Wilhelm Bölsche las, bevor ich in die Sirene ging. Am liebsten hörte mein Geselle von Vulkanen, besonders von der Verschüttung Herkulanums und Pompejis, auch von Kometen, Lichtjahren, Raubtieren, Giftschlangen und von dem Fortbestehen der Seele nach dem Tode. Diese Frage gab ihm viel zu denken; er konnte sich mit dem Ausgelöschtwerden gar nicht abfinden, beharrte verzweifelt auf seinem Recht zum ewigen Leben und zur Wiedervereinigung mit Eltern und Geschwistern. Oft lenkte er die Rede zu diesem Punkt, und ich merkte recht gut, wie herzlich er wünschte, die heiligen Versprechungen der Kirche durch den Arzt bestätigt zu hören. Mir kam ein Aufsatz in den Sinn, den ich irgendwo gelesen hatte; ganz verständlich war er mir nicht geworden, doch schien mir einiges davon geeignet, meinen einsamen Zweifler ein wenig zu ermutigen. Der öde Materialismus, erklärte ich, habe, Gott sei Dank, endlich abgehaust, es gebe jetzt eine hohe gediegene Wissenschaft, die Theosophie, und diese habe unwiderleglich nach-

gewiesen, daß wir außer unserem irdischen Leibe noch einen anderen besäßen, den Ätherleib. Dieser hänge mit allen ewigen Keimkräften der Welt zusammen; er sei unzerstörbar und werde nach manchen Läuterungen und Sternenwanderungen wieder den Wesen begegnen, die zu ihm gehörten. Wie diese sehr willkürlichen Auslegungen auf den Kranken einwirkten, war nicht feststellbar; immerhin kam er mir beruhigter vor. Vielleicht empfand er aber eine solche Unterhaltung doch als unerlaubt; jedenfalls enthielt er sich aller ferneren Fragen, und als ich wiederkam, sah ich die „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen auf der Bettdecke liegen. Ich aber hütete mich, je wieder an das Problem zu rühren; ja nachträglich empfand ich erst, wie wenig recht man tut, einen Glauben zu lockern, den man durch keinen schöneren ersetzen kann.

Seine Arzneien schluckte er gewissenhaft weiter, und konnten sie ihn auch nicht heilen, so fristeten sie ihm doch sehr lange das Leben. Es wurde Winter; die Mutter heizte sein Stübchen gut, umgab überhaupt seine Auflösung mit allem Behagen. Oft flatterten Vögel durch das halboffene Fenster herein bis zum Tischrand und holten sich die hingestreuten Hanf- und Sonnenblumenkerne. Die graue schwarzköpfige Nonnenmeise, deren Schnabel vom eifrigen Hämmern oft wie ein Meißel quer abgeschliffen ist, die saphiren schimmernde Blaumeise mit ihrem scharfen kleinen Mausgesicht, der Kleiber, der sich fünf, sechs Körnchen auf einmal nimmt, um seine heimliche Vorratskammer zu bedenken, sie alle lernte ich durch ihn erst kennen. Das Haus lag am Fuße des Mariahilfbergs, hinter dem die Grenze gegen Österreich verläuft; man sah hier nahe über sich die weißen gelbkantigen Klostergebäude mit ihren fremdartigen, wie Hutkrempen aufgebogenen Dächern, die an Bilder in Sven Hedins Tibetbuch erinnerten, und merkwürdig war es, wie gut der Kranke zu diesem Hintergrund paßte; besonders die Dämmerung verlieh ihm öfters ein wahres Taschi-Lama-Gesicht, und er hörte es auch nicht ungern, daß er jenem höchsten geistlichen Ge-

bieter des geheimnisreichen Landes ähnlich sehe. Zwischen Granitvorsprüngen führt eine Treppe mit Eisengeländern den steilen Hang hinauf; hier gingen junge Priester, lesend in schwarzen, goldschnittglänzenden Büchern, langsam auf und ab, und manchmal schwankten Zechergruppen, des kräftigen österreichischen Weines voll, von Ausflügen zur Stadt zurück. Es kam dann vor, daß auch mein Freund, der Dichter Heinrich Lautensack, unter den Heimkehrenden war, von weitem erkennbar an seinem langen schwarzen Gehrock und an Handbewegungen, die nicht zweifeln ließen, daß sie den Vortrag neuer Verse begleiteten. Schwer bedrängte mich dann jedesmal mein Gewissen; ich mußte bedenken, daß jener ungefähr das Leben lebte, das ich mir immer heimlich wünschte. Der Glückliche konnte sich morgens beim Erwachen sagen, daß der Tag ihm gehöre; niemand störte sein Für-sich-Sein, wenn ihn die Eingebungen überkamen. Lange Zeit war er in dem berühmten Münchener Kabarett zu den Elf Scharfrichtern als „Henkersknecht" eine populäre Gestalt gewesen; jetzt aber umwob ihn der erste klare Ruhm: der vielvermögende Franz Blei nahm seine Gedichte in die Zeitschrift „Insel" auf, und Alfred Richard Meyer, ein junger Berliner Verleger, begann sie zu sammeln, indessen ich an traurigen Betten saß und mich mit armen Kranken unterhielt, statt sie gesund zu machen.

Eines Morgens lag der junge Goldschmied verstorben in seinem Bett, und seine Mutter gestand mir ein, er habe in der vorletzten Nacht sehr heftige Krämpfe über die ganze linke Seite hin erlitten, ihr aber verboten, mich zu holen. Diese Schmerzen, so hatte er versichert, gehörten zur Heilung, außerdem greife den Herrn Doktor alles viel zu sehr an, man müsse ihn schonen, und am Samstag komme er ja sowieso. Die Schmerzen hätten dann nachgelassen, er sei ungewöhnlich frisch, gesprächig und sogar etwas mutwillig gewesen, nur habe er immer die Tageszeiten verwechselt. Daß aber der Samstag vor der Tür stehe, sei ihm stets gegenwärtig geblieben. „Der Doktor wird sich freuen, daß ich über dem Berge bin." Mit diesen Worten habe er am hellen

Mittag sein Nachtlicht anzünden wollen, doch immer mit dem Zündholz den Kerzendocht verfehlt. Unheimlich sei ihr dies vorgekommen; aber an die unmittelbare Nähe des Todes habe sie nicht geglaubt.

Es lag nahe, bei diesem Bericht an jenen Leibarzt zu denken, der täglich mit dem König Max von Bayern Schach spielte, eines Morgens aber nicht empfangen wurde, weil Seine Majestät erkrankt war. Die gute Mutter jedoch merkte nicht, welch hartes Urteil über meine ärztlichen Eigenschaften in der zarten Rücksicht ihres Sohnes enthalten war. Weinend rühmte sie meine Bemühungen, während sie mich zu ihm hineinführte. Mir aber drängte sich noch einmal das Unzulängliche meines ganzen Verhaltens peinlich auf. Ich hätte mich, sagte ich mir, von Anfang an auf seine Seite stellen, hätte meine zweiflerische Schulweisheit vergessen und seinen kindlich glühenden Glauben an meine Mittel in mich herübernehmen sollen; dann hätten diese auch das erwartete Wunder gewirkt. – Er lag aufgebahrt in der dunklen Mönchskutte eines Bruders vom Dritten Orden, dem viele Männer und Frauen der Stadt angehörten, hatte ein schwarzes Kreuzchen mit silbernem Christus in den verschränkten Händen und ähnelte noch mehr als sonst jener Verkörperung einer östlichen Gottheit, die mir aus dem Tibetbuch bekannt war. Und wie er so da lag, weise lächelnd in dem halbgeistlichen Gewand, zu dem ihn erst der Tod berechtigte, da verging mir jede Anwandlung von Reue; mein Verhältnis zu ihm stand als etwas Reines, Abgeschlossenes vor mir. Er hatte nie verraten, wie er sich innerlich mit seinem Schicksal auseinandersetzte, war immer nur ängstlich darauf bedacht gewesen, mir betrübende Wahrnehmungen zu ersparen, hatte manchen Schmerz verhehlt, um mich nicht zu verlieren. Daß er durch mich nicht genesen würde, mußte er schon lange wissen; das Vertrauen zum Arzt war es also nicht, was ihn an mich gebunden hielt; aber ich war seine einzige Brücke zur Welt geworden, das fühlte ich in jenen stillen Minuten. Ich tat, was der Gebrauch verlangte, nahm den Thujazweig, der in ein Kristall-

glas voll Weihwasser hineinhing, besprengte dreimal die Leiche und gab der alten Frau eine kurze Aufklärung über die vermutliche Ursache des unverhofft raschen Todes.

Auf dem Heimweg bestärkte ich mich neuerdings in dem Entschluß, der ärztlichen Tätigkeit so bald wie möglich den Rücken zu kehren, und ahnte nicht, wie sehr gerade dieser Verblichene mich seinen Leidensgenossen empfahl. Auf Markt und Gassen pries die trauernde Mutter meine Kunst in Tönen, welche die Vorstellung erwecken konnten, als wäre der liebe Sohn eigentlich in geheiltem Zustand gestorben; und in den folgenden Wochen wuchs die Praxis unaufhaltsam. In den meisten Fällen wirkten die väterlichen Mittel vortrefflich, in einigen versagten sie; ich versuchte manches Neue und geriet auf eigene Wege. Daß bei vorgeschrittenen Lungenleiden viel darauf ankam, durch möglichste Verminderung der Hustenstöße den Brustkorb ruhigzustellen und das Herz zu kräftigen, bevor es noch Zeichen des Versagens gab, davon überzeugten mich zahlreiche Beobachtungen. Ich vermengte kleinste Gaben des purpurblütigen Fingerhuts mit kräftigen Dosen irgendeines Narkotikums, ließ diese Mischungen wochenlang nehmen und sah dadurch öfters die Heilung eingeleitet.

Bald Widerstand leistend, bald zurückweichend, war ich also täglich tiefer in die Sphäre fremder Leiden hineingekommen; immer mehr überließ ich mich dem Leben, wie es mich nahm. Dem geselligen Treiben der Stadt ging ich aus dem Weg und schadete mir damit nur selber; denn bald fand ich mich in meinem Umgang überhaupt nur noch auf Kranke, ja gewissermaßen auch auf Abgeschiedene angewiesen. Führte mich der Weg über den Friedhof, so glänzten mir bereits von vielen Grabsteinen die Namen meiner Pfleglinge entgegen, von denen ich so tiefe Wirklichkeiten wußte; und wenn ich nachher an Haustüren die Namen gesund-lebendiger Bürger las, erinnerten sie mich an nichts; sie waren für mich die eigentlichen Toten. Von außen betrachtet gewiß ein unheimliches Dasein wie eines Verhexten, der es gar nicht gewahr wird, daß

er mit Gespenstern verkehrt, wovon uns chinesische und japanische Märchen anmutig und grausig berichten.

Beseelte Jugend aber läßt sich nicht so leicht aufzehren. Schon daß ich immer für das Befinden anderer verantwortlich war und mich selber nicht verweichlichen durfte, war heilsam; zudem schien mich etwas Besonderes vor Vampiren zu schützen, und dies kam eben doch aus eingeborener Phantasie. Jenes hochgespannte, immer szenenwechselnde, bald in Dienst und Gedanken, bald in Rausch oder Trauer sich ausgebende Leben erhielt mich nämlich in einer unbegreiflichen Täuschung: ich glaubte dabei stets als Dichter zu wirken. Meine ärztliche Leistung schlug ich gering an; vielmehr, wenn ich von Kranken Dank und Lob empfing, so meinte ich, dies wäre doch eigentlich nur, weil sie mirs an der Nase ansehen mußten, was für feine Verse sich mir zu nähern suchten, während ich ihren Herzschlag und ihren Atem behorchte.

Aber kein geistiges Licht wird von fremden Strahlungen so rasch abgestumpft wie die zarte dichte Flamme, die im lyrischen Dichter brennt. Wenn der Dramatiker oder der Erzähler seine Figuren sehr oft um einen Grad einsichtsloser oder übertriebener hinstellen muß, als er selbst ist, so schenkt uns der Lieder- oder der Hymnendichter immer nur sein Letztes, Höchstes, Innigstes, immer nur die Essenz seiner Natur. Er ist eine Pflanze, die, in heißen Lebensraum versetzt, ihr ätherisches Öl aus sich hinausverdampft und nicht fragt, ob sie dabei verdorrt. Bei gelegentlichen Anfragen treuer Jugendfreunde kam es auf, daß in Wochen und Monaten kaum ein paar Strophen zu Papier gebracht worden waren: ich mußte Vorwürfe hören, mußte mich sträflicher Herzensträgheit bezichtigen lassen. Traurig nahm ich das hin, hörte aber dennoch nicht auf, mich für einen Dichter zu halten, wenn auch nur so, wie der Tierkenner gewisse Fische zu den Goldfischen zählen muß, die kein Laie dafür halten würde, weil sie wie ganz gemeine braune Karauschen aussehen und nur hie und da ein Schüppchen an ihnen rötlich flimmert. Um so beglückender war es, wenn eine große Dichtererscheinung mir mit ihrem herrlichen Metall entgegen-

tönte, so daß ich darüber mein eigenes Gemurmel guten Gewissens für eine Zeit vergessen durfte. Den „Abdias" von Stifter las ich zum ersten Male fast gleichzeitig mit Werken des jungen Hofmannsthal, und in der Einsamkeit, umgeben von lauter isolierenden Personen, an die ich meine Begeisterung nicht weiterleiten konnte, nahm ich diese klingenden Visionen so lange hingegeben in mich auf, bis die Seele mit ihren elektrischen Energieen überladen war. – Grenzen der Länder waren mir immer sehr fühlbar gewesen, und oft, wenn ich nun über den Mariahilfberg hinaus zu einem Kranken ging, der im Österreichischen wohnte, durchzuckte es den Sinn: du bist jetzt in Mozarts, Grillparzers und Stifters Heimat, und wenn du diese Straße weiter wandertest, so stündest du eines Tages vor dem Hause des Zauberers, der den Abenteurer und die Sängerin, das Kleine Welttheater, die Reitergeschichte und manches unverwelkliche Gedicht geschrieben hat. Wolken, Hügel und Häuser kamen mir dann immer etwas anders vor als hinter den Grenzpfählen.

Aus dem neuen Buche „Führung und Geleit"

*

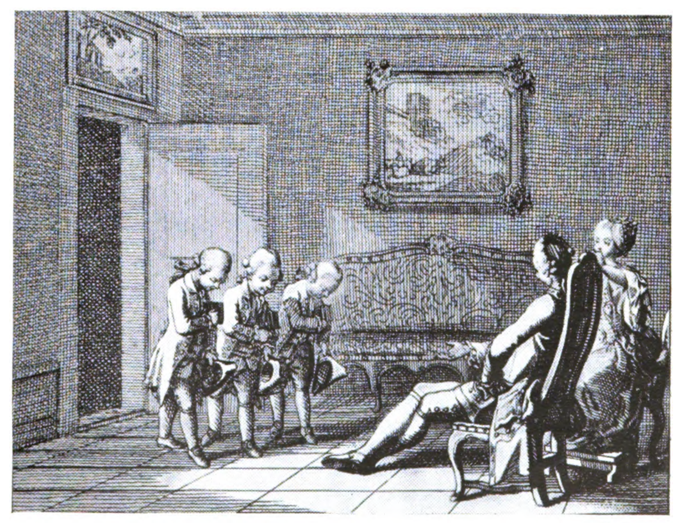
Aus den Gesprächen
Friedrichs des Großen mit Henri de Catt

Neiße, 25. April 1758

„In Münsterberg hatte ich einen merkwürdigen Traum. Wie kommt es nur, daß ich so oft dasselbe träume? Mein Vater kam mit sechs Soldaten in meine Stube und befahl ihnen, mich zu binden und nach Magdeburg zu bringen. ‚Aber warum?' fragte ich meine Schwester, die Markgräfin von Bayreuth. – ‚Weil du deinen Vater nicht lieb genug hast.' – Ich wachte schweißgebadet auf, wie aus dem Wasser gezogen. Was für sonderbare Gedanken, was für verrückte Vorstellungen haben wir doch im Traume!"
Er sprach lange von seinem Vater. „Welch ein schrecklicher

Mann," sagte er, „aber auch wie gerecht, wie klug und geschäftstüchtig! Sie haben keine Vorstellung von der vortrefflichen Ordnung, die er in allen Zweigen der Regierung eingeführt hat. Es gibt keinen Fürsten, der so fähig war, in die geringsten Einzelheiten einzudringen, und das tat er nach seinen eignen Worten, um alle Teile des Staatswesens möglichst vollkommen zu machen. Durch seine Sorgfalt, seine unermüdliche Arbeit, seine stets von strengster Gerechtigkeit geleitete Staatskunst, seine bewundernswürdige Sparsamkeit und die strenge Mannszucht, die er in das Heer, seine Schöpfung, einführte, bin ich erst in den Stand gesetzt worden, all das zu tun, was ich bis jetzt getan habe. Er war von erstaunlicher Sittenstrenge, verlangte sie aber auch mit fast unerhörter Härte von andern. Mit ihm war nicht zu spaßen. Wenn er übler Laune war, teilte er Stockschläge und Fußtritte aus. Nie werde ich eine Szene vergessen, die mir damals fast ebenso furchtbar war wie die schrecklichen Vorgänge in Küstrin, die ich Ihnen erzählen werde. Ich war noch ein Kind und deklinierte mit meinem Lehrer mensa mensae, dominus domini, ardor ardoris. Plötzlich tritt der König in das Zimmer. ‚Was machst du da?' – ‚Papa, ich dekliniere mensa mensae', sagte ich mit meiner Kinderstimme, die ihn hätte rühren sollen. – ‚Schurke, du willst meinem Sohne Latein beibringen? Fort mit dir!' Damit schlug er mit dem Stock auf meinen Lehrer ein und verfolgte ihn mit Fußtritten bis an die Tür des nächsten Zimmers. Von den Schlägen und der wütenden Miene meines Vaters erschreckt und halbtot vor Angst, krieche ich unter den Tisch. Mein Vater kommt auf mich los, faßt mich bei den Haaren und zerrt mich in die Mitte des Zimmers. Da gibt er mir ein paar Ohrfeigen und sagt: ‚Komme mir noch einmal mit mensa, und du sollst sehen, wie ich dich zurichte!'

„In der Folgezeit sah mein Vater nur mit einem Widerwillen, den ich mir nie zu erklären vermochte, jeden Versuch von mir an, meinen Geist zu bilden. Bücher, Flöte, Schriftstücke, deren er ansichtig wurde, flogen in den Kamin, und jedesmal bekam ich



Daniel Chodowiecki: Zwei Kupferstiche

Schläge oder sehr schroffe Tadelsworte. Die einzige Lektüre, die er gestattete, war die des Neuen Testaments. Er predigte mir immerfort das Lesen der Bibel und frommer Bücher, als hätte er mich zum Theologen machen wollen. Seine Härte gegen mich und meine Geschwister (mit Ausnahme des Prinzen Heinrich, den er immer lieb hatte), die schreckliche, manchmal unerträgliche Behandlung, das Verbot aller, auch der unschuldigsten und harmlosesten Vergnügungen, der fortwährende Zwang, dem ich unterworfen war, die unaufhörliche Furcht – das alles ließ mich den freilich sehr leichtsinnigen Entschluß fassen, das väterliche Haus zu verlassen. Zum Teufel, wenn ich nur gewußt hätte, wohin ich fliehen wollte! Das beweist Ihnen, mein Lieber, daß ich als sehr verbitterter und höchst unüberlegter Junge handelte.

„Ich borgte mir ein paar hundert Dukaten, denn bei der Sparsamkeit meines Vaters hatte ich oft keinen Heller in der Tasche, und teilte meinen Plan Keith und Katte mit, zwei liebenswürdigen, aber ebenso leichtsinnigen Menschen wie ich. Der Tag der Flucht war festgesetzt, doch als wir im Begriff waren auszureißen, erfuhr mein Vater meinen schönen Plan durch einen Brief aus dem Auslande. Ich wurde verhaftet und mit Schlägen und Ohrfeigen mißhandelt. Dann wurde ich, wie Sie wissen, nach Küstrin gebracht.

„Keith entfloh. Katte, den ich von dem Unglück nicht hatte benachrichtigen können, war so eigensinnig, zu bleiben, und wurde gleichfalls auf die Festung gebracht. Meine Behandlung in jener höllischen Festung war barbarisch. Niemand sprach mit mir. Ich war ganz allein mit meinen traurigen Ahnungen in betreff meines Freundes, dessen Schicksal mir schrecklicher war als mein eignes. Mein Essen bekam ich durch ein kleines Schiebefenster; es war abscheulich und reichte gerade hin, um nicht zu verhungern. Später bekam ich mehr zu essen und glaubte schon, die Sache wäre bald zu Ende; da trat eines Morgens ein alter Offizier mit mehreren Grenadieren in mein Zimmer. ‚Prinz,‘ sagte der Offizier schluchzend, ‚lieber, armer, guter Prinz!‘ Ich glaubte, ich sollte

enthauptet werden. ‚Sprechen Sie,' sagte ich, ‚muß ich sterben? Ich bin bereit.' – ‚Nein, lieber Prinz, nein, Sie sollen nicht sterben, aber gestatten Sie, daß die Grenadiere Sie an das Fenster führen und Sie dort festhalten.' Gott, welch entsetzliches Schauspiel! Mein lieber, lieber, treuer Katte sollte vor meinem Fenster hingerichtet werden. ‚Ach, Katte!' rief ich aus und fiel in Ohnmacht. So wurde die Barbarei, dies furchtbare Schauspiel anzusehen, um ihre Absicht betrogen.

„Es war grauenhaft, aber meine Philosophie hat mich nicht verlassen. Wollen Sie einen Beweis dafür? Ich hatte in mein Regiment einen Soldaten eingestellt, der aus dem des Obersten Sydow desertiert war. Dieser hörte davon und verlangte den Soldaten zurück. Ich schrieb ihm einen sehr höflichen Brief und bat ihn, mir den Mann zu lassen. Ich versprach, ihm dafür zwei andre zu geben. Statt zu antworten, wendet er sich an meinen Vater, der mir befiehlt, den Soldaten augenblicklich herauszugeben. Ich sende den armen Teufel ab und bitte Sydow inständigst, ihn nicht zu bestrafen. Aber trotz meiner Bitten läßt er ihn dreißigmal Spießruten laufen und teilt mir das noch mit. Trotzdem habe ich Sydow, als ich den Thron bestieg, in seiner Stellung gelassen. Was sagen Sie dazu?"

„Daß nur große Männer angetanes Unrecht vergessen und verzeihen können."

„Als ich Küstrin verließ, hörte ich, daß meine liebe gute Mutter meinen Brüdern und Schwestern befohlen hatte, sich dem König zu Füßen zu werfen und um Gnade für mich zu bitten. Meine älteste Schwester, die Markgräfin von Bayreuth, kniete vor dem König nieder, als er durch sein Vorzimmer ging. Er gab ihr ein paar Ohrfeigen. Meine andern Geschwister krochen vor Furcht unter einen Tisch. Mein Vater erhob den Stock, um die armen Kinder zu prügeln; da kam ihre Gouvernante, Frau von Kameke, herbei und bat um Schonung für die Kinder. ‚Scheren Sie sich zum Teufel!' ruft der König. Sie antwortet wütend: ‚Der Teufel wird Sie holen, wenn Sie meine armen Kinder anrühren!' Damit

zieht sie die Kinder unter dem Tisch hervor und schiebt sie in das Nebenzimmer, während sie den König mit einer Miene ansah, die ihm Achtung einflößte. Am nächsten Tage dankte ihr der König dafür, daß sie ihn von einer Torheit abgehalten hätte. ‚Ich werde stets Ihr Freund sein‘, sagte er, und er hat Wort gehalten.
„Sie können sich denken, welchen unauslöschlichen Eindruck solche Szenen auf mich machen mußten. Sie verfolgen mich ja noch jetzt in meinen Träumen. Ich sehe meinen Vater wutentbrannt und bereit, mich zu schlagen.“

Neustädtel, 27. April 1758

„Ach,“ sagte der König, „wenn doch erst die Rede von unserm Marsche nach Potsdam wäre! Ich glaube freilich, er ist noch in weiter Ferne. Aber kehren wir einmal dorthin zurück, dann will ich mich durch Ruhe und geistige Arbeit für all die Scherereien entschädigen, die jetzt auf mir lasten. Welches Hundeleben! Wer möchte um diesen Preis wohl König von Preußen sein!“
„Ich glaube, um des Ruhmes willen würden viele Abenteuerlustige noch mehr leiden wollen als Eure Majestät!“
„Ein schöner Ruhm! Verbrannte Dörfer, eingeäscherte Städte, Tausende von Menschen ins Unglück gestürzt oder niedergemetzelt, Greuel überall, schließlich das eigne Ende – reden wir nicht mehr davon, mir stehen die Haare zu Berge! Potsdam, Potsdam, das brauchen wir, um glücklich zu sein. Es wird Ihnen sicher gefallen. Zur Zeit meines Vaters war es ein elendes Nest; käme er heute zurück, er würde seine Stadt nicht wiedererkennen, so sehr habe ich sie verschönert. Ich baue und verschönere gern, aber alles aus meinen Ersparnissen. Der Staat leidet nicht darunter, und ich gebe den Leuten Arbeit.“
Er entwarf einen Plan von Sanssouci, von der Bildergalerie, den Gärten, dem Chinesischen Pavillon, der schönen Kolonnade, den Treibhäusern, gab die Plätze der Statuen an und erzählte bis neun Uhr abends. „Genug“, sagte er dann. „Morgen brechen wir sehr früh auf. Schlafen Sie besser als ich, denn ich fühle mich sehr erregt und unruhig, ohne zu wissen, warum.“

Littau, 6. Mai 1758

Der König zeigte mir auf seiner Karte die Stellung bei den heutigen Kriegshandlungen und die von ihm getroffenen Maßnahmen. „Daraus können Sie sich schon einen Begriff machen, wie schwierig und mühselig das Kriegshandwerk ist. Und doch ist dies nur ein schwacher Anfang meiner Leiden. Das nennt das blöde Volk: glücklich sein wie ein König! Schon sechs Jahre vor Ausbruch des Krieges war ich unruhig und sah den Sturm kommen. Und was für Qualen, Mühen und Schicksalsschläge habe ich seitdem aushalten müssen! Ich habe all meine Philosophie nötig, um diese Last zu tragen. Wäre ich ein einfacher Privatmann, was ich mir oft gewünscht habe, so lebte ich ruhig nach meiner Neigung. Ich hätte gewiß einige Freunde, und ich würde ihre Freundschaft pflegen. Ohne Freundschaft gibt es kein Leben. Glauben Sie mir, ich kenne ihren Wert sehr genau. Ich habe manche gute Freunde verloren, und sooft mir dieses Unglück geschah, schloß ich mich ein und weinte wie ein Kind. Es ist freilich sehr selten, daß ein Fürst Gefühl für die Freundschaft empfindet. Im ganzen sind die Fürsten ein Pack, und der Umgang mit ihnen verdirbt. Glauben Sie das nicht auch?"

16. Mai 1758

Als ich das Zimmer betrat, sah ich den König mit Rechnen beschäftigt.

„Guten Tag, mein Lieber. Raten Sie mal, was ich ausrechne."

„Ihre Schätze."

„Leider habe ich keine mehr. Das bißchen, was mir noch bleibt, wird bald zu Ende sein. Nun, raten Sie weiter!"

„Vielleicht berechnen Sie, was Sie im Laufe des Krieges schon ausgegeben haben."

„Das weiß ich nur zu gut; ich brauche es nicht erst zu berechnen. Nur Mut, raten Sie weiter!"

„Majestät haben so viel zu berechnen, daß es mir sehr schwer fallen dürfte, gerade das zu treffen, was Sie berechnen."

„Nun, Sie raten es nicht. Ich rechnete eben aus, wieviel Minuten

ich gelebt habe. Welch eine Summe und wieviel verlorene Augenblicke! Die Zeit flieht unaufhaltsam dahin, nimmt die Tage, Stunden und Minuten unseres Lebens fort, und wir sind gleichgültig dagegen, denken oft nicht mal daran. Und doch ruft uns die Natur in jedem Augenblick zu: Sterbliche, benutzt die Zeit, vergeßt nicht, daß sie der Ewigkeit gegenüber nur ein Augenblick ist, und beschleunigt die Flucht der Tage nicht noch durch eitle Nichtigkeiten!

„Bei meiner Rechnung habe ich mir viele Gedanken gemacht, freilich weniger freudige als trübe und niederdrückende. Trotzdem glaube ich, zu den zweibeinigen, ungefiederten Wesen zu gehören, die die wenigsten kostbaren Augenblicke ihres Lebens verloren haben. Schon als halbes Kind hatte ich zu meinem Glück eine ausgesprochene Neigung, zu lernen, meinen Geist zu bilden und ihn für meine künftige Rolle vorzubereiten. Früh empfand ich, daß ich ohne fortwährende Übung meiner Fähigkeiten einen traurigen König abgeben würde. Sie können sich keinen Begriff machen, wie fleißig ich in Rheinsberg war. Tag und Nacht las ich; jetzt freilich weiß ich, daß ich Bücher hätte lesen können, die mir für meinen Beruf nützlicher gewesen wären. Doch indem ich mich mit Poesie, Literatur und Philosophie befaßte, glaubte ich, mich zu allem fähig zu machen. Und dabei habe ich mich gar nicht so sehr geirrt. Trotz aller Studien aber habe ich auch die Übungen nicht vernachlässigt, die dem Körper Kraft, Gewandtheit und Anmut verleihen. Ich lernte tanzen, und ich tanze für einen Mann meines Standes ganz gut. Zur Not kann ich sogar Luftsprünge machen."

Auf einmal machte der König fünf oder sechs Luftsprünge, so daß er etwas außer Atem kam. Dann ruhte er sich aus und machte noch ein paar. Auch ich mußte ein paar Schritte Menuett mit ihm tanzen. Er nahm mich bei der Hand, verbesserte mich und zeigte mir, wie ich es machen müsse.

„Welch ein Schauspiel wäre das für den Feldmarschall Daun und den Prinzen Karl," sagte er, „wenn sie den Sieger von Leuthen in einem Bauernhaus Luftsprünge machen und Herrn

de Catt die Hand reichen sähen, um ihm Tanzunterricht zu geben!" Er lachte laut auf, und auch ich mußte herzlich lachen.
„Bin ich nicht ein rechter Narr, mein Lieber? Was werden Sie von mir denken?"
„Daß Sie in Ihrer jetzigen Lage sehr wohl tun, sich auf jede Weise zu zerstreuen."
„Sie haben recht, non semper tendit arcum Apollo. Sie sehen, ich kann noch etwas Lateinisch. Ohne die verdammte Geschichte mit mensa mensae wäre es noch mehr. Doch nun genug! Wir wollen zur Ruhe gehen und vor dem Einschlafen noch etwas an die Flüchtigkeit unserer Stunden denken."

Aus der Insel-Bücherei
„Gespräche Friedrichs des Großen"

*

K. H. Waggerl

Du und Angela

Gestern noch waren die Felder öde und wüst, Haus und Garten eine gottverlassene Insel im frostigen Nebel. Aber schon in der Nacht hörtest du den Wind auf dem Dache lärmen, es wurde hell in deiner Kammer, und am frühen Morgen stieg wahrhaftig die Sonne jungfräulich aus dem dampfenden Wald. Den ganzen Tag bist du umhergelaufen, die Luft ist stark und würzig vom Geruch der frischgepflügten Äcker, und die Bäume blühen. Warum solltest du nicht vergnügt sein und in der Seligkeit dieses Tages ein bißchen vor dich hinsummen, das tun ja auch die Vögel laut genug, die sind wie närrisch hintereinander her. Und es fällt dir ein, daß du vor einiger Zeit einen Brief bekommen hast. Ein kleiner Schlüssel kam da aus der Ferne zurück, ein Blatt Papier, damals lag dir nicht viel daran. Aber heute holst du deine Schrotbüchse aus der Kammer, du suchst dir ein wenig Essen zusammen, Mehl und Fett und Käse, und auch den Schlüssel vergißt du nicht.

Gegen Abend stehst du vor der Hütte auf den Almen, und hier willst du nun eine Woche bleiben, bis das Jungvieh aufgetrieben wird. Die Schildhähne balzen um diese Zeit. Du machst Feuer auf dem Herdstein und schüttelst den Strohsack auf, man muß wohl auch sonst ein wenig Ordnung machen. Vielleicht blühen schon ein paar Anemonen an der Sonnenseite, und das Fenster sollte einen frischen Vorhang bekommen, dieser hier schließt nicht mehr gut. Was stand auf dem Zettel? ‚Auf Wiedersehen' stand darauf.

Du kochst dein Mus am krachenden Herdfeuer, und später sitzest du noch eine Weile vor der Hütte. Aber das bringt dein Herz nicht zur Ruhe, die Einsamkeit, der Glanz des besternten Himmels über dem Berg. Das Rauschen der Luft im alten Gras, ach, und dein schlagendes Blut, das alles mischt sich gefährlich in den Schlaf.

Im Morgengrauen hängst du dein Schießzeug um und bist wieder unterwegs. Die Sonne trifft dich schon hoch oben zwischen den Gipfelfelsen, dort hockst du und wartest. Die Wahrheit zu sagen, Schildhähne gibt es da nicht, auch keine Schneehühner, du wirst deine Suppe ungewürzt verdauen müssen. Aber gleichviel, du lehnst die Büchse an den Fels und streckst dich aus. Ganz und gar müßig bist du ja nicht, du hast sogar etwas Bestimmtes im Auge, das Schutzhaus unten in der Mulde. Und dabei denkst du an einen gewissen Morgen im vergangenen Frühjahr, und daß damals ein prächtiges Stück Wild in dieser Gegend stand, ein Mädchen, kraus und braun und munter auf schlanken Beinen. Aber du verstehst dich zu wenig auf diese Jagd, ein Jahr verging, und es steckt noch immer kein grüner Bruch auf deinem Hut...

„Was suchen Sie denn da?" fragte das Mädchen, kraus und braun.

„Spielhähne", sagtest du, der bärtige Jäger.

Das verstand die Jungfer nicht, man mußte es ihr erklären, Jäger sind artige Leute. Und schließlich war es dir auch erlaubt, neben ihr auf den Steinen zu sitzen und allerlei zu erzählen, dies

und das aus deinem rauhen Leben. Das Mädchen hieß Angela, sie wohnte unten im Schutzhaus.

Oh, eine herrliche Zeit! Der Frühling auf dem Berg ist nicht wie anderswo, nicht prunkvoll und prahlerisch mit einem Übermaß von Blüten und Blumen. Er liegt in der Luft, der Berg atmet ihn aus. In der Stille liegt er oder im Orgelton des Windes über den Klüften, im Schrei der Raubvögel, im Schleifen und Zischen der Hähne, wenn sie ums Morgengrauen über die taufeuchten Böden huschen. Dieser Frühling ist nicht sanft, Angela, kein zärtliches Getändel, er fällt dich mit Gewalt an, mit einem Mal stürzt er dir rauschend ins Blut ...

Schlaflos liegen in sternenhellen Nächten. Unter dem Reisigschirm kauern, wenn im Zwielicht die Birkhähne raufen. Blitzendes Weiß unter krummen Federn, rasende Liebe, Pulverdampf und Tod, so ist es in jedem Jahr. Aber damals lief Angela mit dir auf und ab durch die Almen. Du lagst an ihrer Seite im Beerenkraut, Schneehühner flogen auf, der Habicht stieß vom hohen Himmel nieder in das Holz. Eine Unmenge Tiere gab es, Hasen und Eidechsen, und feuchtschwarze Molche und ganz fern das Gemswild im Blickfeld des Glases. Spät am Tage, als du allein und traurig warst, holtest du noch Blumen für Angela aus der Wand.

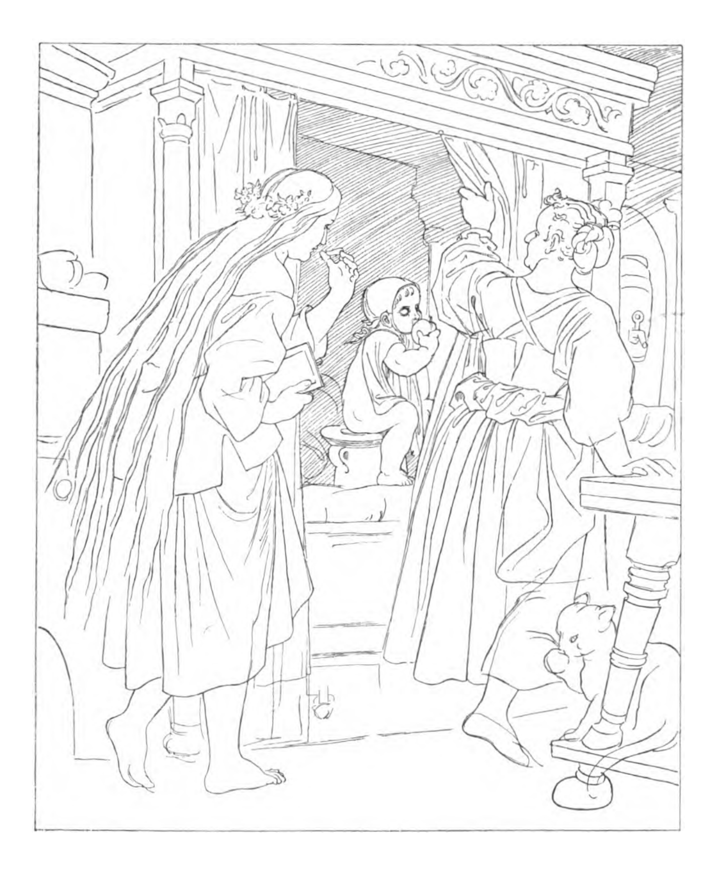
„Ach," sagte sie am andern Morgen, „Himmelschlüssel?"

Nein, Peterstamm. Und du zeigtest ihr die Stellen im Fels, wo der Peterstamm wächst. Kann ein Mensch dort Fuß fassen?

Ja, ein Mann wie du! Du steigst sogar vor ihren Augen ein Stück hinauf, gestern nahmst du freilich die leichtere Seite, aber gleichviel, nach ein paar Griffen hörtest du Angela rufen, angstvoll holte sie dich zurück.

Gut, wenn es nicht anders sein konnte. Angela, und was den Peterstamm betrifft, so hat es damit eine eigene Bewandtnis.

Es gab einmal ein Mädchen in dieser Gegend, das schlief den ganzen Sommer hindurch allein in seiner Kammer, immer allein. Nachts klopfte es am Fenster, da stand der Jäger im Mond-



Moritz von Schwind: Radierung

schein vor der Hütte. „Mach auf!“ sagte er. „Ich habe Blumen für dich auf dem Hut, Schweißblumen, wenn du den Riegel aufmachst.“
Nein, dachte das Mädchen, ich bin mir zu gut. Schweißblumen wachsen nicht hoch genug für mich.
In der andern Nacht währte es schon länger, bis der Jäger wiederkam, und dann brachte er Edle Raute an das Fenster, die wächst viel höher oben, nicht mehr im Gras.
„Nein,“ sagte die Jungfer zum zweiten Mal, „laß das Klopfen!“ Raute wächst hoch, dachte sie, aber nicht hoch genug für mich.
Und in der dritten Nacht blieb der Jäger am längsten aus. Sein Hemd war naß von Schweiß und Blut, denn er hatte nach Peterstamm gesucht, und so abgründig wie dieser blüht kein anderes Kraut.
Allein das Mädchen blieb auch dieses Mal hart in seinem Übermut. „Peterstamm blüht am höchsten,“ rief es durch das Fenster, „aber mein Kranz hängt noch höher!“
Da setzte der Jäger alles daran und stieg ein letztes Mal in die Wände, immer weiter hinauf an messerscharfen Graten. Was für ein Kraut wächst wohl am höchsten zwischen Himmel und Hölle? Ach, ein bitteres Kraut!
Das Mädchen lag und wachte bis zum Hahnenschrei, niemand klopfte an das Fenster. Da wurde ihr bang, sie lief hinaus und schrie und suchte, vielleicht mußte sie nun ihr Leben lang allein in der Kammer schlafen, immer allein. Ja, das mußte sie wohl, denn der Jäger lag tot auf dem Anger. Und er hatte nichts Grünes oder Blühendes in der Faust, nur einen Stein, der so hart und taub war wie das Herz des Mädchens. Alle seine Tränen halfen nicht mehr. Und seither, Angela, seit diesem Tage muß jedes Mädchen den Riegel offen lassen, wenn es abends Peterstamm auf dem Fensterbrett findet . . .
Angela lag neben dir auf der Halde, während du die Geschichte vom übermütigen Mädchen erzähltest. Der Wind zupfte an ihrem krausen Haar, die Augen gingen dir über, so keck war der

Wind. Du mußt etwas wagen, dachtest du. Immer nur im Grase hocken und Händchen drücken und weithin seufzen, das war ja lächerlich! Aber dann wollte Angela plötzlich nicht mehr bleiben, nein, man mußte endlich den Blumen Wasser geben, behauptete sie. Weil es doch so kostbare Blumen waren!
Einen Tag bliebst du allein, am andern Mittag gingst du zum Hüttenwirt, um Tabak einzukaufen. Du nahmst auch einen Schnaps und später einen zweiten, Hüttenwirte sind nicht sehr gesprächig. Wer wohnt da oben, wo der Peterstamm am Fenster steht? – Eine junge Dame, morgen reist sie ab.
So? Hüttenwirte sind auch sonst schwer von Begriffen. Das kommt und geht eben, junge Dame, alte Dame, ihnen ist es einerlei.
Übrigens war ein Gewitter zu erwarten, es wurde schwül, ein gewisser metallischer Glanz lag über den Bergen. Auf dem Heimweg trafst du unversehens Angela. Sie stand zwar abseits in den Stauden und war feuerrot vor Schreck, als du sie anriefst, aber du hattest recht gut bemerkt, woher sie kam. Es wurde ein fröhlicher Tag, ach Gott, der fröhlichste von allen, und als die Wetterwolke aus dem Westen herankroch, da wart ihr schon weit auf neuen Wegen. Da blieb keine andere Zuflucht mehr als deine eigene Hütte, zufällig traf es sich so.
Ja, plötzlich war alles Licht verdämmert, Angela schwieg betroffen und sah sich um. Im gleichen Augenblick prallte der Wind an den Berg, eine fauchende Welle, eiskalt und grob. Es sang und knisterte im Fels, Vögel schossen schreiend über euch weg, und Angelas Röcke flatterten wie bunte Sturmfahnen auf dem Grat. Unten im Grünen lag die Hütte, ein breites und sicheres Dach, und gar nicht weit, Angela, ganz nahe!
„Nein!" sagte Angela.
Dann aber griff der Blitz durch die Wolke, ein flammender Arm, und schlug Feuer und Rauch aus dem versengten Gras der jenseitigen Kuppe. Einen Atemzug lang erstarb euch das Herz im Gebrüll des Donners zwischen den Wänden. „O Gott", sagte

Angela, sehr nahe an deiner Schulter, und jetzt gab sie dir willig die Hand für den Weg durch das Geröll. Der Regen jagte euch unter die Wetterbäume, Angela nahm deinen Hut und auch den Lodenrock über ihr dünnes Zeug, und zuletzt ranntest du voraus, um die Hütte aufzuschließen. Wenn Angela kam, konnte schon Feuer auf dem Herd brennen, du würdest sogleich einen tüchtigen Topf zusetzen, heißen Tee und Branntwein für das frierende Kind. Draußen wäre Sturm und krachender Donner, und wenn Angela vielleicht noch immer ängstlich war, dann konntet ihr ja auch in der Kammer sitzen, noch nie seit Menschengedenken hat der Blitz in einen Jägerstrohsack geschlagen.
Schon unterwegs grubst du nach dem Schlüssel in deiner Hose, zum Teufel, Pfeife und Feuerzeug und Tabak in allen Taschen, du hattest doch um Gottes willen kein Loch im Hosensack?
„Angela!" riefst du zurück, „hast du den Schlüssel im Rock?"
Ein ganz winziges Schlüsselchen, Angela, aber kostbar. Fünf Zähnchen hatte es, man konnte es wie einen Ring an den Finger stecken, so hübsch und zierlich war das Schlüsselchen. Und ein so prächtiges Unwetter dazu, die Hütte schwamm in Sturzbächen, eine friedliche Arche mitten in der Sintflut, du hattest sogar Lebkuchen eingekauft, nicht nur Tabak, und nun war der Schlüssel verloren! Eine Weile tobtest du wie ein angeschweißter Bär vor allen Luken, aber das half nicht, Riegel und Gitter hielten stand. Du wolltest die Tür eintreten, aber dort saß Angela auf der Schwelle, nein, hier hatte sie endlich einen trockenen Fleck!
Das breite Vordach schützte euch notdürftig, und da hocktet ihr nun, ausgestoßen und sogar um den Apfel betrogen. Das Wetter verfing sich in dem engen Kessel, es zog im Kreis herum mit Blitzen und Güssen, und das mochte in Ewigkeit kein Ende nehmen, Wind und spritzendes Wasser. Vor den Füßen gurgelte ein Bach, Bäche tropften aus deinem Haar, kleine Rinnsale aus den Ärmeln des Hemdes. Aber jedesmal, wenn es dich schüttelte, rückte Angela ein wenig näher an deine Seite, und dafür frorst du ja auch aus Leibeskräften. Zuletzt reichte der Rock sogar für

beide, es war vielleicht überhaupt am besten, man nahm einander um den Hals.

„Gib mir die Hand, Angela," sagtest du, – „was hast du da in der Faust?"

„Nichts, laß es. – Frierst du noch?"

„Nein, jetzt gar nicht mehr. Willst du wirklich bald abreisen?"

„Morgen", sagte Angela. „Leider", fügte sie hinzu.

Aber sie würde wiederkommen? Im Sommer, Angela?

„Ja, vielleicht!"

Ach, und so verging eine lange Zeit. Ihre Hand gab dir Angela nicht, die vergrub sie fest in ihrem Schoß. Aber du warst nicht eigensinnig, dafür durftest du sonst allerlei wagen. Wie schnell schlug das Herz deines Mädchens, wie sanft war ihre Wange, du dachtest an etwas Kühles und Zärtliches, an ein Birkenblatt im Tau. „Angela," sagtest du, „wenn du wiederkommst, dann blühen die Almrosen, denke dir, alles rot und rot auf unserem Berg!"

Der Himmel brach auf und war dein Zeuge, ja, mochte der Schlüssel verloren sein, du hast dennoch ein treues Herz wie Gold. Und du wirst immer auf Angela warten, ewig.

„Immer?" fragte Angela.

Aber der Sommer verging, auch der Herbst. Jetzt, im Frühling, blühen wieder die Anemonen auf der Halde, Enzian und Peter-stamm im Fels. Du läufst umher auf den vertrauten Wegen, Unruhe und Kummer im Blut. Streifst um das Haus und suchst die Fenster mit dem Glase ab, – alte Damen, junge Damen, keine ist wie Angela.

Was stand auf dem Zettel? Auf Wiedersehn. Eines Morgens wirst du dein Mädchen finden, kraus und braun, sei nur geduldig. Sie wird irgendwo am Wege sitzen oder unter den Bäumen und wird auf dich warten.

Bei Gott, das wird sie tun!

*

Rudolf Alexander Schröder

Der Genfer See

Sacht am südlichen Hang lehnt mir die Klause nun,
Drin ich wohne, beschirmt gegen den Winterwind,
Wohne, weil mir im Rücken
Noch dies bunte Gebirg besteht.

Drin ich länger des Tags, länger des Sommerlichts
Und der Wärme genieß. – Aber herniederwärts
Schau, die Länder besucht ich,
Schau, die Wasser befuhr ich einst.

Kamest, lange gehofft, lang mir erbeten du,
Kaum erwartet annoch, aber willkommener
Denn die Frühe, des Jahres
Linder, lächelnder Nachmittag;

Da die goldene Tracht, Beere bei Beeren mir
Goldner funkelt und schwillt, röter der Apfel reift,
Da noch scheidend die Rose
Blüht, doch duftet der Berg wie Wein.

Einsam? – Aber ich darf freilich so still nicht ruhn;
Pfade winken genug, winken hinab, hinauf.
– Wohl, längst bin ich dem Mann gleich,
Der von drüben, ein Fremdling, käm.

Bins und bin es auch nicht, lausche dem Lobgesang,
Glocken, wenn sie das Land drunten vernahm und dankt,
Wenn im reineren Windhauch
Berg und Wolke verwandelt glänzt.

Ach, und atmet mir nicht Jugend im Glanzgewölk,
Nicht im wehenden Wind Freude? – Du weißt es, Herz,
Weißt es: hinter den Hügeln
Steht im Dämmer bereits der Stern.

Abend. – Also verstummt Feier des scheidenden
Tags; die Firnen hinauf schwand er ins Leere. Nacht
Rückt mit raunenden Lichtern
Nordwärts. – Blicke du, Wächter, denn

Wachsam, blicke getrost immer der Sonne nach.
Bald! – Von lohen Gewänds Feldern im Untergang
Setzt dein kehrender Morgen
Die demantenen Sohlen auf.

*

Friedrich Nietzsche

Die Umwertung aller Werte

Es naht sich, unabweislich, zögernd, furchtbar wie das Schicksal, die große Aufgabe und Frage: Wie soll die Erde als Ganzes verwaltet werden? Und wozu soll „der Mensch" als Ganzes – und nicht mehr ein Volk, eine Rasse – gezogen und gezüchtet werden? Die gesetzgeberischen Moralen sind das Hauptmittel, mit denen man aus dem Menschen gestalten kann, was einem schöpferischen und tiefen Willen beliebt: vorausgesetzt, daß ein solcher Künstler-Wille höchsten Ranges die Gewalt in den Händen hat und seinen schaffenden Willen über lange Zeiträume durchsetzen kann, in Gestalt von Gesetzgebungen, Religionen und Sitten. Solchen Menschen des großen Schaffens, den eigentlich großen Menschen, wie ich es verstehe, wird man heute und wahrscheinlich für lange noch umsonst nachgehen: sie fehlen; bis man endlich, nach vieler Enttäuschung, zu begreifen anfangen muß, warum sie fehlen und

daß ihrer Entstehung und Entwicklung für jetzt und für lange nichts feindseliger im Wege steht als das, was man jetzt in Europa geradewegs „die Moral" nennt: wie als ob es keine andere gäbe und geben dürfte, – jene vorhin bezeichnete Herdentier-Moral, die mit allen Kräften das allgemeine grüne Weide-Glück auf Erden erstrebt, nämlich Sicherheit, Ungefährlichkeit, Behagen, Leichtigkeit des Lebens und zu guter Letzt, „wenn alles gut geht", sich auch noch aller Art Hirten und Leithämmel zu entschlagen hofft. Ihre beiden am reichlichsten gepredigten Lehren heißen: „Gleichheit der Rechte" und „Mitgefühl für alles Leidende" – und das Leiden selber wird von ihnen als etwas genommen, das man schlechterdings abschaffen muß. Daß solche „Ideen" immer noch modern sein können, gibt einen üblen Begriff von dieser Modernität. Wer aber gründlich darüber nachgedacht hat, wo und wie die Pflanze Mensch bisher am kräftigsten emporgewachsen ist, muß vermeinen, daß dies unter den umgekehrten Bedingungen geschehen ist: daß dazu die Gefährlichkeit seiner Lage ins Ungeheure wachsen, seine Erfindungs- und Verstellungs-Kraft unter langem Druck und Zwang sich emporkämpfen, sein Lebens-Wille bis zu einem unbedingten Willen zur Macht und zur Übermacht gesteigert werden muß, und daß Gefahr, Härte, Gewaltsamkeit, Gefahr auf der Gasse wie im Herzen, Ungleichheit der Rechte, Verborgenheit, Stoizismus, Versucher-Kunst, Teufelei jeder Art, kurz der Gegensatz aller Herden-Wünschbarkeiten zur Erhöhung des Typus Mensch notwendig ist. Eine Moral mit solchen umgekehrten Absichten, welche den Menschen ins Hohe statt ins Bequeme und Mittlere züchten will, eine Moral mit der Absicht, eine regierende Kaste zu züchten – die zukünftigen Herren der Erde –, muß, um gelehrt werden zu können, sich in Anknüpfung an das bestehende Sittengesetz und unter dessen Worten und Anscheine einführen. Daß dazu aber viele Übergangs- und Täuschungsmittel zu erfinden sind und daß, weil die Lebensdauer eines Menschen beinahe nichts bedeutet in Hinsicht auf die Durchführung so langwieriger Aufgaben und Absichten, vor allem erst eine neue Art

angezüchtet werden muß, in der dem nämlichen Willen, dem nämlichen Instinkte Dauer durch viele Geschlechter verbürgt wird – eine neue Herden-Art und -Kaste –, dies begreift sich ebensogut als das lange und nicht leicht aussprechbare Undsoweiter dieses Gedankens. Eine Umkehrung der Werte für eine bestimmte starke Art von Menschen höchster Geistigkeit und Willenskraft vorzubereiten und zu diesem Zwecke bei ihnen eine Menge in Zaum gehaltener und verleumdeter Instinkte langsam und mit Vorsicht zu entfesseln: wer darüber nachdenkt, gehört zu uns, den freien Geistern – freilich wohl zu einer neueren Art von „freien Geistern" als die bisherigen: denn diese wünschten ungefähr das Entgegengesetzte.

Ich habe das Glück, nach ganzen Jahrtausenden der Verirrung und Verwirrung den Weg wiedergefunden zu haben, der zu einem Ja und einem Nein führt.
Ich lehre das Nein zu allem, was schwach macht, – was erschöpft.
Ich lehre das Ja zu allem, was stärkt, was Kraft aufspeichert, was das Gefühl der Kraft rechtfertigt.
Man hat weder das eine noch das andere bisher geglaubt: man hat Tugend, Entselbstung, Mitleiden, man hat selbst Verneinung des Lebens gelehrt. Dies alles sind Werte der Erschöpften.
Ein langes Nachdenken über die Physiologie der Erschöpfung zwang mich zu der Frage, wie weit die Urteile Erschöpfter in die Welt der Werte eingedrungen seien.
Mein Ergebnis war so überraschend wie möglich, selbst für mich, der in mancher fremden Welt schon zu Hause war: ich fand alle obersten Werturteile, alle, die Herr geworden sind über die Menschheit, mindestens zahm gewordene Menschheit, zurückführbar auf die Urteile Erschöpfter.
Unter den heiligsten Namen zog ich die zerstörerischen Tendenzen heraus; man hat Gott genannt, was schwächt, Schwäche lehrt, Schwäche infiziert ... ich fand, daß der „gute Mensch" eine Selbstbejahungsform der décadence ist.

Jene Tugend, von der noch Schopenhauer gelehrt hat, daß sie die oberste, die einzige und das Fundament aller Tugenden sei: eben jenes Mitleiden erkannte ich als gefährlicher als irgendein Laster. Die Auswahl in der Gattung, ihre Reinigung vom Abfall grundsätzlich kreuzen – das hieß bisher Tugend par excellence...
Man soll das Verhängnis in Ehren halten; das Verhängnis, das zum Schwachen sagt: „Geh zugrunde!"...
Man hat es Gott genannt, daß man dem Verhängnis widerstrebte, – daß man die Menschheit verdarb und verfaulen machte...
Man soll den Namen Gottes nicht unnützlich führen...
Die Rasse ist verdorben – nicht durch ihre Laster, sondern ihre Ignoranz: sie ist verdorben, weil sie die Erschöpfung nicht als Erschöpfung verstand: die physiologischen Verwechslungen sind die Ursache alles Übels...
Die Tugend ist unser großes Mißverständnis.
Problem: Wie kamen die Erschöpften dazu, die Gesetze der Werte zu machen? Anders gefragt: Wie kamen die zur Macht, die die Letzten sind?... Wie kam der Instinkt des Tieres Mensch auf den Kopf zu stehn?...

Wir sind die Erben der Gewissens-Vivisektion und Selbstkreuzigung von zwei Jahrtausenden: darin ist unsre längste Übung, unsre Meisterschaft vielleicht, unser Raffinement in jedem Fall; wir haben die natürlichen Hänge mit dem bösen Gewissen verschwistert.
Ein umgekehrter Versuch wäre möglich: die unnatürlichen Hänge, ich meine die Neigungen zum Jenseitigen, Sinnwidrigen, Denkwidrigen, Naturwidrigen, kurz die bisherigen Ideale, die allesamt Welt-Verleumdungs-Ideale waren, mit dem schlechten Gewissen zu verschwistern.

Meine Philosophie ist auf Rangordnung gerichtet: nicht auf eine individualistische Moral. Der Sinn der Herde soll in der Herde herrschen, – aber nicht über sie hinausgreifen: die Führer

der Herde bedürfen einer grundverschiedenen Wertung ihrer eigenen Handlungen, insgleichen die Unabhängigen oder die „Raubtiere" usw.

Jede Lehre ist überflüssig, für die nicht alles schon bereit liegt an aufgehäuften Kräften, an Explosiv-Stoffen. Eine Umwertung von Werten wird nur erreicht, wenn eine Spannung von neuen Bedürfnissen, von Neu-Bedürftigen da ist, welche an den alten Werten leiden, ohne zum Bewußtsein zu kommen.

Aus dem „Nietzsche-Brevier" in der Insel-Bücherei

*

Edzard H. Schaper

Die Nachfahren Petri

Neunzehn Jahrhunderte nach dem Tage, da am Galiläischen Meer der Verheißene Simon und Andreas von ihren Booten, Netzen und Angeln und dem ganzen mühseligen Tagewerk gerufen hatte, um sie zu Menschen-Fischern zu machen, und wenige Tage später Jakobus und Johannes, Söhne des Zebedäus, die mit dem Vater zusammen gerade dabei waren, die Netze zu flicken, – neunzehn Jahrhunderte später fuhr ein Fischdampfer durch die Nordsee, rundete Skagen und nahm seinen Weg längs Norwegens Küste nordwärts, um die Fanggründe des Eismeeres aufzusuchen und Dorsch, Schellfisch und was es sonst gäbe zu fischen.
Es ging gegen Dezember, aber im Golfstrom war keine Kälte zu fürchten; erst als das Schiff in den Westfjord einbog und mit dem Lotsen an Bord durch die Fjorde, an Tranö, Tromsö und Honningsvaag vorbei, dem Nordkap entgegen fuhr, saugte der Frost den ewigen Staubregen des Atlantik auf. Die Masten des Schiffes wurden dick wie Schornsteine, die Pardunen und Wanten wie mit weißem Pelz umschlagen, die Winschen lagen sachte zischend unter

weißen Decken, jeder Draht und jedes Tau hatte seinen Reifmantel an, die Anker hingen als große Eisklumpen aus den Klüsen ...
Rein und blitzend weiß stampfte der Dampfer nordwärts, ein ganz neues Schiff, Morgen für Morgen, – bis am Nordkap der Golfstrom ihm wieder begegnete und ihm in einer Nacht zu seinem gewohnten schmutzigen Aussehen verhalf. Das Deck war ölig und die Winschen verkleistert von geronnenem Schmieröl, die Pardunen schwarz und der Mast zerschunden, alles begegnete sich wieder, wie es sich kannte, und in dieser Rückkehr lag Sinn, denn nun sollte das Schiff an seine Arbeit gehen, in der es so geworden, wie es nun mal war.
Qualmend arbeitete es sich durch die See. Es dunkelte, es nachtete, es wurde am Ende nie wieder hell. Unter dem Polarkreis hatte man Abschied von der Sonne genommen, Finsternis brütete jetzt über dem Meer, kaum daß sie gegen Mittag der Zeitrechnung etwas aufgraute, und die Uhr des Schiffes verlor ihren Sinn, denn ihre Stunden konnten Morgen oder Abend zugehören, – wer wußte das genau? Mit der allmählich ferneren Küste blieben auch Raum und Zeit zurück; die Nacht, die Unendlichkeit, die über dem skvalpenden Wasser zu brüten schienen, nahmen Besitz von dem rastlos vordringenden Schiff, und das Licht, das es nach allen Seiten hin ausstrahlte, wurde von Nebel und Dunst wie mit dicken Tüchern aufgefangen und allsogleich erstickt.
Wie in einem Sarg ging das Leben der Menschen vor sich.
Vor dem Mast lagen sie in ihren Kojen, über sich niedrig die Decke, nach allen Seiten hin Wände, die Habseligkeiten hinter dem „Wellenbrecher" verstreut, starrten dösend zur Decke, spieen nach außen, stierten ins Skylight, hinter dem das Dunkel stand, wie überall, und spuckten wieder. Das Bugwasser flog zischend über das Schanzdeck, jede Welle ließ den Bug sich heben, und jedes Wellental ließ ihn fallen; mit geschlossenen Augen mochte man glauben, in einem sehr schnell auf und ab fahrenden Fahrstuhl zu sein, oder in einer Luftschaukel, und ebenso wußte man die

Heizer stehen, in der Finsternis, vor dem dörrenden Glutschein der Feuer, den Koch, den Steuermann, den Rudergänger, jeder dort, wo sein Platz war, allesamt wie krabbelnde oder verweilende Würmer in einem Sarg, in dem es nach Fisch, nach Öl, nach Schnaps und nach Menschen stank.

Mit diesem engen Mantel von Gestank rollte das Schiff über die weite Strecke, die auf den Karten „Skolpenbank" genannt wird, und tastete sich in der Finsternis, in der Zeit und Gedanke noch unfaßlich gebunden scheinen, südwärts, der sibirischen Küste entgegen. Und als führe es in einen Sack hinein, gähnte Finsternis vor ihm und schloß sich Finsternis hinter ihm mit seinem Kielwasser; Backbord und Steuerbord waren gleich dunkel; aber der Sarg schwamm, es lebten Menschen darin, die sich niemals wuschen, weil das beim Fischen Unglück bringt, und klarten sich, so gut sie konnten. Sie stolperten und flogen durcheinander auf dem glitschigen Deck, alles zum Fang vorbereitend, das Rollen der Winschen zersprengte die Finsternis und das Schweigen, die Morselampe zuckte, die Antenne schwirrte wie ein Schwarm blutdürstiger Mücken, – aber alles wurde gleich wieder eingefangen, kaum daß es dem Getriebe entglitten war, und wie mit schweren Tüchern erstickt in Lautlosigkeit und Schweigen, das sich peinigend über alle Zonen spannte, und Nachtschwärze, die keinen Grund kannte und von einem Ende der Welt zum anderen zu reichen schien.

Die großen Scheinwerfer an der Brücke, in der Finsternis ein Ersatz für die Sonne, und deshalb wohl auch Sonnenbrenner genannt, brannten probeweise zum erstenmal. Es hatte wieder begonnen kalt zu werden, und dann und wann tasteten ihre Strahlen hinaus in die Finsternis und argwöhnten, Treibeis zu treffen. Dann kam grobe See, und das Schiff hieb mit dem Steven in die mächtigen Wellen und hackte sich recht und schlecht seinen Weg südostwärts. Vögel, Futter witternd, kamen lautlos, ohne zu schreien, wie Eulen so still, wie Motten zum Licht und schwebten eine Weile über dem Kielwasser und um die Masten.

Einmal klomm das Schiff wie ein wanderndes Haus auf einen Wellenberg, und dann wieder schien es ein Unterseeboot zu werden und fuhr eine gute Weile bis an die Aufbauten unter Wasser, daß die Maschine gestoppt werden mußte, um überhaupt wieder hoch zu kommen, – bis ein andermal die achtern in der Luft rasende Schraube die Verwandlung zum Flugzeug andeuten wollte. Aber es schwamm, es schwamm gut, es klarte sich in diesem Wasser besser als mancher Vogel.

Erst wurde einer, der dicht über dem Wasser geflogen war und blitzschnell nach irgendeinem Abfall tauchen wollte, von einer Querwelle erfaßt, gegen die Aufbauten geschlagen und trieb nun hilflos, betäubt im verstrudelnden Wasser herum, und dann war es noch ein zweiter, der dem Schiff nicht rechtzeitig entrann und mit einem Brecher, der sich über das Vorschiff ergoß, Hören und Sehen vergaß. Man holte die beiden auf die Brücke; es war Geistesgegenwart genug nötig, daß es dem Boten nicht wie den Vögeln erging, und unter dem Schein der Lampe im Kartenhaus, unter den belustigten Gesichtern bärtiger Männer erwachten die beiden Opfer wieder aus ihrer Ohnmacht.

„Was ist das für einer ...?" fragte der Rudergänger, der sich in den vielen Arten von Vögeln nicht auskannte.

„Der hier ...? der schwarze ...? – Das heißt man einen ‚Jan van Gent'!"

„Und der graue da, mit dem langen Fischfänger-Schnabel ...?"

„Das ist nur ein ‚Dummer August'!"

„Merkwürdige Namen!" sagte der Rudergänger. Der Wachthabende sah ihn grinsend an, nahm die beiden erwachten Vögel so, daß sie nicht beißen konnten, und warf sie in Lee zur Tür hinaus. Eine Strecke lang flogen sie wie Steine, aber dann breiteten sie die großen Flügel aus und stürzten, vom Winde erfaßt, mit einem heiseren Schrei davon.

„Ja, – Namen, – Namen ..." sagte der Wachthabende und schloß die Tür; seine Augen bohrten ein wenig in der Wand Finsternis, in die das Schiff einen kleinen, schwachen Keil schlug.

... „Hier bekommt dat Kind sin' Namen und wird lopen laten, dscha, lopen laten ..."
Ja, es bekam seinen Namen und wurde laufen gelassen. Es lief dahin, – wohin? – wer konnte das wissen! Die Finsternis überspannte die ganze Welt. Es flog, und es schwamm, das Kind, es trug seinen Namen, und die saugende Leere der nachtschwarzen Welt zehrte daran; es wurde namenlos mit all seinen Namen, es fiel in seine Anfangsgründe zurück, und wie es einmal in irgendeiner Stunde unter den belustigten Blicken verwilderter Kerle genannt worden war, im Schein einer vergänglichen Lichtinsel, umgeben von ewigem Dunkel, war es die Willkür einer Handvoll Menschen in ihrer undurchdringlichen Einsamkeit, durch die sie von Geschlecht zu Geschlecht über der Meeresvögel Namen Kunde gaben.

Wie alle Schiffe, so hatte auch dieses Leute, die vor dem Mast, in einem „Ruff", und andere, die achtern, in der „Messe", unterwegs waren. So namenlos wie die Fischer des Galiläischen Meeres, ehe sie zu Menschenfischern wurden, waren die Leute hier vor dem Mast, im „Ruff", und dazu noch trugen ein paar von ihnen jene Namen, die später geheiligt und unter deren Zeichen Kirchen und Klöster gebaut wurden.
Johannes, oder kurz: Jan genannt, war der eine; er kam aus Ostfriesland. Jakob war der andere und war zwischen Nordenhams Häusern aufgewachsen; Andreas, der dritte, stammte aus Pommern; und Simon endlich, zum Spaß manchmal auch Petrus genannt, mahnte in seinem Kauderwelsch daran, daß er Däne dem Vaterland und Deutscher dem Seemannsbuch nach war. – Max endlich hieß ein Heizer, der das Ruff mit jenen anderen und noch einigen teilte, doch eigentlich hieß er Markus und schämte sich dieses frommen Namens, weil er ein vor den Feuern ausgedörrter, grimmiger Kerl war, der ohne die tägliche Buddel Rum nicht auskommen konnte und sein frühzeitig alt gewordenes Geier-Gesicht endlosen Zechereien, Schlägereien, Ludereien und

der Berserker-Hitze aller Bunker und Feuerräume aller Flotten der Welt verdankte, denn nirgends hatte er es lange ausgehalten. – Und gleich den biblischen Fischern waren auch diese hier andauernd im Trab, nahmen das steinalte Brot und die grünliche Margarine, den tranigen Eberspeck, die sauren Königsberger Klopse aus Corned beef, in Essigwasser gekocht, und die verdorbene Büchsenwurst auf sich, schufteten, bis zu den Hüften im Wasser stehend, rissen sich die Hände blutig an den neuzeitlichen, hakigen Stahldraht-Trossen, froren sich die Finger ab in der sibirischen Kälte, vergifteten sich den Magen mit Katfisch-Leber, daß sie am ganzen Körper blau anliefen und nur das tassenweise eingegebene Rizinusöl des Kapitäns sie vor dem ach! so bettlägerigen Seemannstod bewahrte, standen festgebunden bei schwerer See am Gangseil, fünfzig, sechzig und mehr Stunden lang, bei Kälte und Sturm, wund, blutig, eisende Handschuhe an, Fische fangend, Fische schlachtend, und einer von ihnen: der Jüngste, der Dümmste, stand wie in einer Tretmühle im Wasserschaff, stundenlang, tagelang, in vereisten Gummistiefeln, und trat den toten Fischen auf den aufgeschnittenen Leib, daß sie gut ausbluten sollten, – stelzte herum wie ein ägyptischer Sklave, umspritzt von Frischwasser, das ein lecker Schlauch in das Schaff entließ und auf ihn, bis sein schafwollener Islandjanker allmählich zum Eisschuppenpanzer wurde und er einem behenden australischen Gürteltier glich. Und jeden Fisch, jeden einzelnen aus den Tausenden von Zentnern, die das Schiff zu fangen ausgeschickt war, – jeden Fisch, wenn er gut ausgeblutet war, packte er einmal im Leben am Schwanz und warf ihn im hohen Bogen in ein anderes der Fächer, in die das Vordeck eingeteilt war.

Tage und Nächte ein einziger ununterbrochener Arbeitstag, ein „Törn", Wochen reihten sich undurchdringlich aneinander. Die Buddel dann und wann an den Mund, im Schlaf, wie die anderen, die nach siebzig Stunden Arbeit ununterbrochen einfach nicht mehr konnten und schlafend im grellen Licht der Sonnenbrenner standen, festgebunden bei der schweren See, wippend und

knicksend in den Knieen beim Rollen und Schlingern des Schiffes, das Messer in der blutigen Faust, bis an die Hüften in dem mit leisem Schmatzen verendenden Fisch, der sich in seiner Todesangst, und um den heraufquellenden Magen noch niederzuhalten, gegenseitig auffraß, – zwischen Schellfisch und Katfisch, Speckfisch und vielarmigen Rochen, Seehasen und Seesternen, Muschelgetier und Krebsgetier, – aber schlafend, das Kinn auf der Brust, Bart und Backen mit einer dünnen Eisschicht überzogen, stöhnend, wenn sie erwachten und das Leben an den festgefrorenen Mienen riß.

Tag und Nacht standen Jan, Jakob, Andreas und Simon so, und Max-Markus war seine Zwölf-Stunden-Schicht vor den Feuern und sprang dann und wann schweißverklebt, halbnackt, eine Rum-Rauch-Fahne hinter sich, an ihnen vorbei. – Halb schlafend setzten sie ein neues Netz aus, wenn an Deck ein wenig aufgearbeitet war, gingen zu Kojs, aber nach einer Weile hieß es wieder: „Antörnen! All hands an Deck!", und bei Hagel und Schlackschnee krochen sie an Deck und über Deck herum, mal hoch über, mal bis an die Hüften im Wasser. Dann ging einer bei Gelegenheit eines Nachts über Bord beim Gang zur Kombüse, sie merkten es erst nach Stunden, als er nirgends zu finden war, und da war es zum Suchen zu spät. Billig davongekommen wollte man es nennen, wenn es nur einer auf dieser Fahrt blieb, keiner wollte der Nächste sein, und so krochen sie von nun an bei schlechtem Wetter, – mußte es schon sein, – über die Brücke, durch die Schächte, an moosig-rußigen Leitern in die Bunker, von dort in den Feuerraum zu Markus, dann in die Maschine und von da wieder treppauf in die Kombüse, um Essen zu holen, und denselben Weg zurück mit Napf und Schüssel.

„For fören, for hundan, for pokkers, for fanken, for syttan, for settan, for fanden, for tyvsan," – endlich: „for satan!" fluchte Simon; es bedeutete alles ein und dasselbe: Zum Teufel mit diesem Leben! Sie alle waren damit nicht zufrieden, aber sie alle bekamen ein Viertel Prozent vom Fang-Erlös, und dies Viertel-

prozent brachte sie dazu, wahre Wunderdinge zu vollbringen an Kraft und Ausdauer, und den Tran der Leber kochten sie gar unter einer warmen Wolke von Gestank auf eigene Rechnung aus und schlabberten ein paar Tassen gleich, lauwarm wie er war, in sich hinein. Und dennoch maulten und knurrten sie, es war „aldeles ikke det rigtige", wie Simon meinte.

Bisweilen aber wurden die Zeiten doch etwas ruhiger. Entweder sie hatten zum Schluß doch ein Einsehen achtern, oder man fuhr gerade zu anderen Fanggründen, die der Funker aus dem Klatsch der Schiffe rundum erraten hatte. Jedenfalls wurde es ruhiger im Ruff, Stunde um Stunde lagen sie alle unbeweglich in ihren Särgen, an den Wänden hingen Mäntel und Jacken zum Trocknen und schwebten mit dem Krängen des Schiffes sachte in den Raum hinein oder drückten sich an die Wand. Die Stiefel lagen umher: ein Berg, schlibbrig und silbrig von Fischschleim und -schuppen, und erfüllten das Ruff mit schwerem Dunst, der Kanonenofen war glutrot und sprühte Hitze, wie für die heißeste Hölle geschaffen, und in der von Gestank gesättigten, verbrauchten Luft konnte die Lampe nur blinzeln, indes ein Rußfaden, wie Zwirn so schwarz, beständig zur Höhe stieg.

So lagen sie nun alle in ihrem Sarg, unbeweglich, wie es sich für Todmüde geziemt. Ab und an lehnte sich einer zur Koje hinaus und sagte etwas nach unten, nach hinten oder nach oben oder zur Seite, und manchmal dauerte es nicht lange, und sie hatten alle die Köpfe hinausgestreckt und schwatzten wie Dorfleute und Nachbarn im Leben und Tode, ein jeder aus seinem Sarg. – Da kam es heraus, was sie wollten, und so gesagt, wie es ihnen nun mal zumute war.

Erst redeten sie über Häfen und Schiffe, Kapitäne und Kameraden, und zum Schluß sagte Simon aus Jütland, daß dieses Leben „aldeles ikke det rigtige" sei. – Wie aber sollte es denn sein? Sie warteten auf keinen vorbeiwandernden Propheten, der sie zu Menschenfischern berufen sollte, sie hatten nichts, worauf schon ihre Vorväter warteten, sie hatten keine andere Verheißung als

die aller Unzufriedenen: daß die Reeder einmal fischen sollten und sie – Simon, Andreas, Jan, Jakob und Markus – mal in den Direktionssesseln sitzen und Brasil rauchen müßten, ab und zu ein Schreibmaschinenfräulein vornehmen und ein bißchen „koselig" sein, wie Simons Ausdruck für etwas sehr Schönes war. Noch besser, und auf lange Sicht gesehen, war, wie sie es später vorschlugen. Es war das reinste Paradies, was da in Sicht kam: kleine Bäderdampfer mit verläßlichen Steuerleuten und einem Kapitän Jakob, in weißen Flanellhosen, Zigarre im Mund, Kieker um den Hals, vor schönen Damen die Hand am Mützenschild, Kommodore-Spitzbart, – eine kleine Kneipe mit Mittagstisch, eine hübsche Küstenfahrt-Reederei in Siam, – solcher Art Sachen kamen da vor, und in jeder saß wohlbehaglich irgendeiner von ihnen und hatte es so, wie es sich nach Gottes Weisheit gehören sollte.

Sie schwelgten im Vorgeschmack, – aber dann wurde die Tafel jählings unterbrochen. „Antörnen!" brüllte es von der Brücke.

Sie krochen aus der Koje, wieder in Stiefel und Mantel, und es ging ans „traelle", wie Simon sagte, die Schellfische wollten mal ihr Schlachtmesser besichtigen.

Sie taten es auch, und es waren vielleicht neunzehnhundert und mehr Jahre vergangen seit dem Tage, da sie eine Taufe und ihren Namen bekommen hatten. Auch das war am Galiläischen Meer geschehen und wurde jetzt unter Kap Kanin im Eismeer gefeiert. Törn um Törn standen die Nachfahren Petri an Deck und schlachteten Schellfische, und in irgendeiner Stunde kam auch die Rede auf den Namen, zwischen einem Schluck Rum und dem nächsten:

Wißt ihr auch, woher der Schellfisch seinen Namen hat?

Nee, dat wissen wir nu nich 'n mol.

Dscha, dann schall ek dat wol mal verzählen! – Dat is nu gut und gerne twintichhundert Johr her wesen, da steiht der olle Petrus am See Genezareth und pusselt mit seinen Netzen und seinem Garn und kalfatert grade sein Boot mit Teer und solchen schönen

Sachen. Awer, weil he doch nu mal immer en praktischen Kirl wor, so hett he ja ook ne Angel utgelegt und denkt so: Wenn da ein Fisch bei ist und an'nebissen hat, dann merk ek dat ja wol! Und so kalfatert er man zu und hat schwer zu tun.
Mit einemmal sieht er, daß die Angel zuckt; er läuft hin, holt sie raus, und da hang ja auch ein hübschen Fisch an; weiß, wie Silber!
„Du Schelm, du," seggt der olle Petrus und lacht, „du Schelm!" und davon hat der Schellfisch seinen Namen. Aber von Petrus seinen schmutzigen Teerfingern hat er die schwarzen Flecken an der silbernen Kehle; die blieben ihm bis heute.

Wochenlang schon sind sie unterwegs in der Finsternis, – da beginnt allmählich der Heimatshafen von ferne zu leuchten. Sie erinnern sich an Kneipen, an Mädchen, an tausenderlei Sachen, und wenn sie zwischen zwei Törn vom Schlaf aufwachen, kommt auch ein Gespräch in Gang, von Sarg zu Sarg. Das Wetter ist grob, die See geht hohl, es kommen schwere Stürme, die alle Arbeit an Deck unmöglich machen, und dann liegen sie mehr denn je in den Kojen und braten, wie sie es nennen, in Gestank und Ofenhitze, Toddy und Rum. Aber das Wetter ist so schlecht, daß in der Kombüse nichts zustande kommt. Einmal springt der Kessel vom Herd, dann wieder brennt das Feuer nicht, weil der Sturm den Zug des Schornsteines abriegelt, und so gibt es jetzt morgens, mittags und abends Büchsenwurst, rohen Speck, Margarine und Brot. „Die richtige ‚Diätet'", sagt Simon, „und die reine Kurpromenade!" ergänzt Jan, der verdreckt von achtern durch die Schächte kommt und sich ein paar Backpflaumen geholt hat.
Ja, sie denken nicht mehr an ihr Zukunftsparadies; auch die Vergangenheit war eines, sie haben es im letzten Hafen verlassen. Wie es nun bis hierher leuchtet!! – Aber dann findet Jan, der unverheiratet ist, daß seine Furunkel wohl ebenso schön leuchten, sie werden von Tag zu Tag entzündeter, – und stundenlang

hocken sie in den Kojen beim Blinzeln der Lampe und behandeln Wunden und Geschwüre, die ihnen der Stahldraht und die salzige Schiffskost zusetzten.

Kein Frischfleisch, kein Gemüse, nichts, nichts gibt es, und am Ende aller Klagen sagt Simon zu Andreas: „Mensch, jetzt so eine Apfelsine haben! Eine Apfelsine, richtig saftig, es muß nur so spritzen, wenn man die Schale abpellt." – „Ja, Mensch, aber hör auf damit!" – Aber Simon hört nicht auf.

„Blutapfelsinen, – das wäre die feinste Sorte!" – „Hör auf, sage ich dir!" – „Wenn man reinbeißt, wie in einen Apfel, dann muß es einem ordentlich durch die Stoppeln laufen . . ." – „Hold kjaeften!" verweist ihn ein anderer mürrisch. Aber aus einem anderen Sarg kommt es: „Und die sind jetzt so billig! Fiften Penning man bloß." – „Was würdest du jetzt dafür geben?" fragt Simon gespannt. – „Mensch, eine ganze Mark gäbe ich dafür!" – „Eins, fünfzig!" springt Jan schnell ein. – „Zwei!" Andreas. – Aber Simon muß den Preis der Ware wert machen: . . . „Und denn noch ohne Kerne . . . !" – „Ja," bestätigen viele, „das ist feinste Sorte! Schale dünn, und Fleisch dick! Ja, ja . . ."

Lange Zeit ist es still, bis plötzlich einer wieder wie träumend von vorn anfängt: „. . . Mensch, jetzt so'ne Apfelsine haben . . .!"

„Ich geb dir drei Mark dafür!" sagt Jakob verzweifelt; „hast du eine . . .?" – „Nee, ek ha nich . . ." – „Wenn du eine hast, – ek gew di en Daler un een ganze Mark dato . . . !" kommt es ganz erbittert von Jan. – „Ek hew man bar' keen . . ." seufzt Simon und sieht ein gutes Geschäft entschwinden; „ . . . wenn ek man bar' een hätt . . .!" Aber da war auch wirklich im ganzen Ruff keine Apfelsine, und auch nicht achtern, und vielleicht war es deshalb, daß sie, unter immer neuem Ausmalen, wie schön es wäre, wenn man eine hätte, den Preis der Apfelsine langsam bis auf acht Mark hinaufsteigerten, denn sie waren sich ganz sicher: keiner konnte den anderen beim Wort nehmen, die Apfelsine hinhalten und das Geld einfordern.

Ein andermal um diese Zeit nehmen ihre Reden einen anderen Weg. Sie hatten eben im Wasser stehend neue Netze untergeschlagen und alles zum Aussetzen vorbereitet, denn der Fang sollte trotz Wetter und Wind bald beginnen, und kamen müde und naß von Deck und gingen gleich zu Kojs. Zum Trocknen der Sachen war der Ofen frisch versehen worden, und nicht lange, so stand er rotglühend, schamrot, bei allem, was sie quicklebendig aus den Särgen hinausriefen. Sie redeten über Frauen ganz allgemein und über Ehefrauen im besonderen. Simon war verheiratet und Andreas auch, ein paar andere im Ruff hatten das vor ein paar Jahren schon fertig gebracht und waren nach ein paar Schlägereien schon längst wieder geschieden; Simon und Andreas aber hielten zur Stange und freuten sich jedes Jahr über die zwanzig oder dreißig Tage, an denen sie ihre Frauen sahen. Und weil sie nun auf Ehefrauen im besonderen und auf die häusliche Küche zu sprechen kamen, fing ein jeder an, die seine zu loben.

„Ich sage euch," verriet Simon, „eine Leberpastete, wie meine Frau sie macht, macht keine andere. Weich wie Butter, sage ich euch, und obenauf eine ganz kleine braune Kruste!" – Ob roh oder abgekocht gebacken, wollte Andreas wissen. – „Roh natürlich, anständige Pastete wird nicht aus gekochter Leber gemacht!" – „Und Rollwurst!" – „Mit viel oder wenig Speck?" fragte Andreas wieder. – „So halb und halb!" war es Brauch in der Küche der besten Frau der Welt. – Und dann „Äpfel im Schlafrock", und Ferkelbraten, die Kruste recht rösch, mit gebackenen halb-süßen Kartoffeln ... !

Es blieb alles still, keiner wagte es, den Tisch umzustoßen, auf dem das alles ganz deutlich stand. Der Ofen sandte mörderische Glut aus, fast verlöschte die Lampe, so warm war es, und alle überkam die Schläfrigkeit.

„Ich glaube, das Wetter wird schlechter ..." murmelte jemand aus dem Dämmern, aber das verging wohl ungehört, denn Schlag auf Schlag dröhnte es über das Schanzdeck, ihnen zu Häupten, und das Bugwasser floß gurgelnd über ihr Skylight. Von achtern

hörte man die Schraube; sie war wieder in die Rolle des Propellers vernarrt und drehte sich meistens in der Luft.
Da bohrte sich das Vorschiff tief in die See, es gurgelte und rauschte, sie alle in den Kojen merkten auf und wußten, daß sie jetzt unter Wasser fuhren, alle elf Mann ... „Kommt schon op", murmelte einer, indes beim Aufschießen des Schiffes die Stiefel durcheinanderkollerten und die Kleider an den Haken hüpften. ... „Kommt sich schon, kommt sich schon ..." Aber sie schliefen nicht mehr, es wurde zu unruhig dazu. Das Ofenrohr knarrte und ächzte im Schlingern und schien sich biegen und wenden zu wollen wie eine Schlange, so starr es auch war. Andauernd kollerten die Stiefel über die Diele. Mal in diese, dann in jene Ecke. Totenstille herrschte zwischen allen ihren Särgen.
„Wie ist das mit Kaffee ...!?" fragte plötzlich Andreas.
„Ja, Kaffee", murmelte irgendeiner, es konnte der Stimme nach Simon gewesen sein. „Guten Kaffee, natürlich durch den Sack gefiltert!" – „Ich bin mehr für Aufkochen, bißchen Fischblase hinein, daß er klar bleibt, so machen sie es in Finnland, und das ist eine vernünftige Art!" setzte ein anderer Simons Rezept entgegen. – „Nein," beharrte der, „Kaffee muß durch den Baumwollsack, wenn er richtig sein will!" – Eine ganze Weile lang stritten sie sich über die beste Art.
„Und Sandkuchen dazu!" stöhnte Andreas, entsetzt, daß es ihm einfallen konnte, daß es so etwas gab, nur nicht hier. – „Ich sage euch, meine Frau bäckt einen Sandkuchen, einen Sandkuchen ... ach ..."
Alles ging unter in einem ohrenbetäubenden Brecher, der mit Gurgeln und Plantschen über dem Skylight verging.
„Sandkuchen!" stöhnte Andreas unerschütterlich, „trocken, wie Sand, reiner Sand, sage ich euch, und dabei doch nicht kratzigtrocken, denn es ist ordentlich Butter darin, und manchmal hat er Fett an die Kanten geschwitzt, wenn er ganz extra geraten ist..."
Und dazu denn ein Slurk Kaffee, richtigen Kaffee, durch einen baumwollenen Sack gefiltert!" sagte Simon klar und bestimmt. –

„Ja, wegen mir auch durch den Baumwollsack. Was ich sagen wollte, – Rosinen sind in dem Kuchen natürlich nicht, und dann ist es auch besser, man nimmt etwas Soda zum Treiben, und nicht Backpulver; so macht meine Frau das, und ich sage euch, die ist fix mit dem Kuchenbacken." – „Es wird Zeit, daß man sich davon wieder einmal überzeugen kann", grummelte Simon vor sich hin.

...„Und so ein Nachmittag an Land! – Erst richtig etwas Fettes untendrunter, und dann eine Tasse Kaffee und ein runder Kuchen voran, Sandkuchen, extra geraten, nicht irgend so ein Schietkram, sondern was Richtiges: butterweich, bröckelig wie Sand, Vanille oder Zitrone darin, – ja Dunnerwetter...!"

„Ja, Kuchen! Sandkuchen auch meinetwegen!" sagte einer gehässig.

Es blieb still. Die anderen schwiegen. In Gedanken waren sie alle bei der Arbeit mit Messer, Löffel und Tasse und schnitten sich ein paar Stücke ab und ließen sie auf der Zunge mit einem Schluck Kaffee zergehen. Das Ruff nahm förmlich ein großer Altar ein, und sie alle waren in Ehrfurcht davor niedergesunken. Ein großer Sandkuchen war das Allerheiligste, einer, wie Andreas ihn von seiner Frau bekam, sobald er wieder zuhaus war.

Sie beteten dieses Machwerk ihrer Frauen an, und wer keine Frau besaß, bewunderte und beneidete es doch, denn es war und blieb unter ihnen, ein jeder hatte jetzt Teil daran, es war eine Verheißung, ein Gelübde der Ungunst auf günstigere Zeiten. Und sobald man wieder einmal an Land kam, nahm sich jeder vor, dann – hast du nicht gesehn! – in die nächste Konditorei...

Das war kein Warten auf die Erfüllung einer Verheißung von Gnade und Erlösung, – da lag ein tieferes Sehnen zugrunde, das allererste des Menschen: der Anspruch des Magens. Petrus und die Seinen hatten ganz weltliche Nachfolger bekommen.

...„Nein, diesen Rosinenkuchen meine ich nicht! ...Sandkuchen meine ich, – ja, den da, geben Sie mal ruhig so acht Stück davon, – und Kaffee, – ja, verstanden? Acht Stück Sandkuchen,

und eine Tasse Kaffee, guten Kaffee, am besten durch den Filter ..."

Da brach plötzlich ein Gewitter über ihnen los.

Es donnerte, es schmetterte und krachte, es gurgelte und schoß zischend über die Schanze, die Wände flogen zur Seite, es klirrte und schepperte und schlug über ihnen auf das Schiff wie mit einem tausendzentrigen Vorschlaghammer, sie glaubten nichts anderes, als daß ihr Magen ihnen in den Mund geflogen käme, die Lampe war erloschen, und aus der Schlaftrunkenheit erwachend, fühlten sie – weiß Gott, wie! – einen Wasserfall aus dem zerschlagenen Skylight stürzen, Wasser, immer mehr Wasser, an den glührοten Ofen ...

Es zischte und kochte, es knatterte und rumpelte, sie stürzten aus den Kojen, schon umspülte sie das Wasser bis an die Hüften, von einer Seite her bekamen sie kochend-heiße Duschen, und es legte sich um ihr Gesicht wie ein heißer, feuchter Umschlag; dabei floß das Wasser noch immer von oben herunter, gurgelnd, rauschend, – „Jösses!" brüllte Simon ganz verbrüht auf, und ohne etwas zu sehen, tappten sie brüllend die Treppe hinauf. Die Hölle war hinter ihnen los, das Wasser stieg im Ruff, sie brachen verzweifelt die schwere Eisentür zum Deck auf und wären beinahe wieder hinuntergespült worden, denn auch von dort stürzte ihnen das Wasser wie eine fallende Mauer entgegen.

An der Brücke flammten die Sonnenbrenner auf und nagelten sie mit ihrem grellen Schein fest, wie sie dastanden, halb angezogen, verstört. Es begann ruhiger zu werden, die Maschine war gestoppt worden, und das Schiff trieb und tanzte willenlos dahin.

„Wat ist loos? Wat ist denn da vorne looooos ...?" brüllte der Wachthabende von der Brücke mit aller Kraft durchs Sprachrohr, und kaum konnte man es auf zehn Meter Entfernung verstehen.

„Dat hat unser Skylight kaputt slagen, und nu hab'n wir da unten Dampfbad haft ...!"

Dann ging es ans Verklaren. Das Schiff lag und trieb, alle Sonnenbrenner auf das Vorschiff gerichtet. Die elf halbnackten Kerle trotteten herum und stellten fest, was nun eigentlich los war. Von Sandkuchen konnte hier gar keine Rede mehr sein.

Der Brecher hatte ihr Skylight eingeschlagen, das ganze Schiff unter Wasser gedrückt, die Schanze reingefegt; das Wasser war ins Ruff gekommen, hatte die Lampe abgerissen, den rotglühenden Ofen abgekühlt, nun stand es drei Meter hoch im Raum, und die Strohsäcke, die Decken, die Stiefel und Mäntel, alles, was nicht niet- und nagelfest war, schwamm darauf herum.

Festgebunden am Gangseil gingen sie jetzt daran, alles zu dichten. Das dauerte eine Weile. Dann, als der Raum leergepumpt war, gingen sie daran, ihre Siebensachen zusammenzusuchen, und trotteten allesamt nach achtern durch die Schächte, breiteten das nasse Zeug in der Maschine zum Trocknen aus auf dem Gitterrost, der sich in halber Höhe durch den ganzen Raum spannte, und legten sich selbst dazu. Hoffentlich hielt nun der Rost, und sie fielen nicht zwischen die unter ihnen arbeitenden Kolben und Pleuelstangen.

So lagen sie nun wie ein Rudel zusammengejagter Hunde. Es war hart auf dem Rost und laut unter ihnen. Die Maschine tobte, man konnte dabei nur dösen und starrte meistens in die auf und ab, auf und ab gehenden Kolben, stundenlang, bis einem ganz schwindlig wurde. Es stank nach Öl, und es stank nach Dampf, fade und schwer zugleich.

Dann kam ein Törn und das Schlachtefest, das Wüten im Eisraum, in dem der Fisch gestaut wurde, und endlich wieder der Einzug ins Ruff, wo alles dunkel, feucht und modrig war, wie in einer Gruft.

Kälte und Nässe, Hunger und Durst, – „aldeles ikke det rigtige!“ Apfelsinen? – Ja, gern, acht Mark das Stück; und Sandkuchen und Kaffee? – Ja, Kuchen ...

So ging auch diese Fahrt vorbei, nach Wochen pflügte der Steven wieder die nördlichen Breiten, und Norwegens Fjorde brachten Ruhe für die Nachfahren Petri. Sie fluchten und knurrten, sie dösten und tranken Rum, anstatt Kaffee, nach Simons Rezept gebraut, sie warteten auf nichts anderes als auf den Pier, mit allem, was sich hinter ihm erhob. Und wenn ihr Herr und Heiland selbst ihnen über die Wasser wandelnd aus dem Skagerrak entgegengekommen wäre, – sie hätten nicht an ihn geglaubt, hätten nicht geschrieen: „Ein Gespenst . . .!" wie ihre frömmeren Brüder vor Zeiten, nicht an ein Wunder oder die Verheißung des Heils gedacht, – sondern einzig und allein an Sandkuchen und Kaffee, Leberpastete und Ferkelbraten mit röscher Kruste, und daß es schon wieder einmal eine neue Erfindung gäbe . . .

*

Albrecht Schaeffer

Parzivalkampf mit Orilus

Kam ein Tag: da Parzival in einen
Hohlweg biegen wollte unter Eichen,
Sah er eine seltne Reitrin ziehen
Vor sich auf, die mit gebundnen Händen
Seitlich saß auf einem magern Maultier.
Hielt gesenkt das Haupt als wie in Trauer,
Ließ die Flechten hängen rauh und glanzlos;
Ihre Glieder schimmerten durch Fetzen,
Grobe Bastschuh saßen an den Füßen;
Und er sah sie schaudern in der Kälte,
Denn es war die Jahreszeit November.

Eilig nach der guten Ritter-Sitte
Trabt' er nach und hielt am Zaum das Reittier.
Sprach zu ihr mit dienender Gebärde:

‚Bitt Euch, Dame, laßt mich gleich erfahren,
Wer Euch solchermaßen hier beleidigt!‘

Jene sprach, ein sanftes Haupt erhebend,
Ein Gesicht in Furchen von den Tränen,
Gottergebnen Blick in schwachen Augen,
Sprach mit einer ganz entfernten Stimme:

‚Sollt es, Ritter, gerne von mir wissen.
Aber bitte nicht verlangt zu kämpfen,
Denn den Ihr bestehen wollt, ist riesigen
Leibes und im Lanzenkampf der Erste.
Reiten läßt er mich, mein eigner Gatte,
Orilus, der Herzog von Lalander,
Und Jeschute so bin ich geheißen,
Wegen nie begangener Verschuldung,
Wegen eingebildeten Verbrechens.
Denn es drang vor heute achthalb Jahren,
Da ich schlief im Lustgezelt im Walde,
Ein im Fellgewand ein schöner Knabe,
Raubte einen Ring mir, raubt’ auch Küsse,
Und es half ja nichts, wie sehr ich flehte.
Aber kehrend von der Jagd soeben,
Sah ihn Orilus von hinnen reiten.
Er, der immer grausam Eifersüchtige,
Da er fand von meinem Wein getrunken,
Auch gespeist von einem kleinen Rebhuhn,
Gar den Ring entwandt mit einer Perle,
Endlich gar mein seidnes Hemd zerknittert:
Hätt er gerne mich erwürgt mit Händen.
Weil ich keinen Namen sagen konnte,
Jenen nur beschreiben, und beschwören,
Daß ich ihn im Leben nie gesehen,
Daß er auch mir nichts genommen habe

Außer jenem Ring und einigen Küssen:
Schwur er, jenen Fremdling aufzufinden,
Und bekräftigt' es mit sieben Eiden:
Mich zu führen mit, bis er ihn fände,
Er erführe, was die Wahrheit wäre.
Und so schleppt' er mich, wie Ihr mich sehet,
Achthalb Jahre sind wir nun geritten.
Ritten erst zum Hofe König Artus',
Weil der Knabe sprach, er zöge dorthin.
Hörten allda, daß er dort gewesen
Und mit Namen Parzival geheißen;
Daß er dann erstach den roten Ritter,
Fortgeritten sei in dessen Rüstung.
Suchten drauf ihn lange in den Ländern,
Hörten, daß er sei in Pelrapeire.
Als wir kamen da zum Lande Brobarz,
Ward uns Kunde, daß er nirgend wäre.
Und so reiten, suchen wir und reiten,
Und so geht das Leben wohl vorüber.'

Parzival, da endlich stumm ward diese
Stimme aus der tiefen Grames-Ferne,
Schwieg auch er in einem langen Grausen.
Eine farbige Erinnerung flammte,
Ebereschenhain und Zelt und Innres,
Wachgeküßte Träumerin von Liebe.
Sah er hier dieselbe abgeblichen,
Wie aus einem Wandbild ausgebröckelt
Farben fallen, und es bleibt nur Umriß:
Hohle Form von Leben ohne Leben.
Und ein Fehler hatte wild getrieben,
Süßes Licht und Unschuld überwuchert;
Aus den Küssen war ein Gift gekrochen,
War in Krankheit wütend ausgebrochen.

Zeigte sich indem ein Speer im Hohlweg,
Um die Ecke bog der ganze Reiter,
Reiter eines riesenhaften Wuchses,
Dunkelgrau in einem Kettenhemde,
In dem schwarzverschloßnen Helm gesichtslos;
Saß auf einem riesigen Eisenschimmel,
Welcher nackt ging, deckenlos, doch trug er
Vor der Stirn ein langes Horn von Stahle.
Da er diesen dunklen Turm von Eisen
Nahen sah, in Langsamkeit gewaltig,
Drohend von Gewittern, nachtbewirkend, –
Und noch schrie: ‚Da bin ich, und ich heiße
Parzival!' so zog sich ihm im Innern
Was zusammen, ein Gemeng von Lust und
Grausen, ballte sich, und mundlos zischte
Als ein Dampf heraus die leise Stimme:

Sieh, da kommt er endlich ganzen Leibes,
Der dir alles dieses angesponnen!
Der dich setzte in das Netz von Schulden,
Blöder Knabe, in die Grals-Verkennung,
Des Amfortas Schmerzen unausschöpflich,
Und des Juden blühende Verwesung.
Und es ist sein Schwert der Tod der Mutter
Und sein Speer der Jammer der Verlaßnen,
Und am Ende wird er dich erwürgen
Mit den reinen Händen der Jeschute.
Zittre jetzt in Wollust und in Grauen,
Denn du wirst ihm in die Augen schauen!
Ihm die Hülle reißen vom Gesichte,
Denn es ist der finstre, nicht der lichte:
Gott . .
Und Parzival ritt zum Gerichte.

Nun Verbittrung, Gift von sieben Jahren,
Nun die maßenlose Herz-Verhärtung,
Ewige Öde, Einsamkeit und Marter
Allen Leidens, seinethalb gelitten;
Blutes alles Dorren, nie geweinte
Tränen und die durchgekeuchten Nächte,
Blindheit, Pest und letzter Ohnmacht Zittern:
Alle bösen höllenhaften Kräfte
Dieser Jahre rafft' er jetzt zusammen:
In die Fäuste, die des Schildes Spangen
Preßten und gesenkten Schaft der Lanze,
Schenkel, die sich um die Sattelgurten
Legten so wie Zangen, in die Zähne,
Die zusammgeknirschten, in die Augen,
Die wie Wölfe heulten durch Gegitter,
Flammen-Rachen durch die Stäbe zwängend:
So verzehrt' er den, der da entgegen
Sprengte, finster aufgetürmten Leibes
Als ein riesenhafter Stellvertreter,
Den sich Gott gemacht aus Leib und Eisen.
Rennend, selbst umrannt von Feuerkreisen,
Schon im Stoß mit vorgebognem Rumpfe,
Schnaubte, rauchte, jauchzt' er im Triumphe:
Leibhaft! kommst du? Leibhaft aus dem Sumpfe!
Blutvergifter! Mörder! Augentrüber!
Ich bestehe dich! Ich bin dir über!

Und er glaubte, wie aus Donnerwettern
Blitz und Feuerstrom herauszuschmettern,
Glaubte sporenpeitschend durchzubrennen,
Durchzubohren, durchzurennen,
Hinzumalmen Jenen im Gerassel.
Parzival, o nein! – Ein Krach, Geprassel:
Beide Schäfte sprangen hoch in Splitter,

Und vorüberfegend im Gewitter,
Sah er den Koloß im Sattel sitzen
Wie ein Eisen-Bollwerk; aus den Schlitzen
Der Vinteile stach ein schräges Blitzen.

Aber stracks, den Speerstumpf von sich schleudernd,
Hengst herumgeworfen, sah er Jenen
Aus dem Sattel springen, sprang zur Erde,
Und die Klinge aus der Scheide reißend,
Rannt' er ihm entgegen, doppelhändig
Diesen Flamberg schwingend überm Haupte,
Der ihm schien zu Wolken hochgefahren:
Semel, dieses Schwert, das diesem Griffe
Folgt' im Ruck, gespart in sieben Jahren:
Und da schmetterten sie sich zusammen.
Die Zweihände-Schwerter, Eisenkeulen,
Hochgeschwungen, wirbelnd, daß sie hackten,
Pfiffen, zischten, klangen, gellten, krachten
Aufeinander, auf die Helmes-Decken,
Durch Minuten prasselndes Gehämmer.
In den atemlosen Kampfes-Pausen
Maßen sie sich mit den Mörder-Augen
Maßlos gierig aus den Eisen-Masken,
Aufgestemmt die Schwerter vor sich mannshoch,
Keuchend, rauchend aus gesperrten Mündern,
Und die Brüste schwollen, daß sie wogten.
Rannten wiederum danach zusammen,
Jetzt geblendet von dem ersten Blute,
Blinder hauend jetzt auf ihre Panzer,
Daß es spritzte von gehackten Stücken,
Funken, Spangen, Schnallen, Ringe sprangen,
Und die kleinen hellen roten Quellen
Liefen überall geschwinde, tropften,
Rannen, rieselten, und rote Lachen

Standen, wo die Eisen-Füße stampften.
Dieses, bis mit hohem Glocken-Klange
Semel, dieses Schwert zersprang in Stücke.

Da erstarrte mit dem Stumpf in Fäusten
Parzival. Er staunte, weil sein Gegner
Innehielt, mit einem dumpfen Staunen.
Semel, dieses Schwert von Gott gegeben?
Gab er das, sich selber zu befehden?
Parzival, du bist ihm ausgeliefert,
Lieferte dich selbst in seine Hände!

Noch, geblendet und in einer üblen
Schwäche trunken, sonder Kraft und Willen,
Starrt' er auf den blutbesudelt Schwarzen
Gegenüber, der im schwarzen Hohlweg
Sich verzog und bog in schwarzen Lüften.
Da erkannt' er erst den Gegner gänzlich:
Der ein Gott war, doch von allen Satans-
Künsten brodelte und sie gebrauchte.
Aber da jetzt der die eigne Klinge
Wortlos fortwarf und die Panzer-Arme
Hob und krümmte wie das Untier Grendel,
Schwarzer Riesenkrebs mit stummen Scheren,
Drohend über ihm um Hauptes Höhe,
Ganz verfinstert in den finstern Lüften:
Da begriff er. Und er warf die Arme
Mit dem Hallelujah der Verzweiflung
Um den Gottes-Kobold, Turm des Todes,
Leib des Herrn, der einen Zweikampf anbot.

Kämpfte diesen Kampf. Er zog aus Jahren
Unverstandner Übung nun die Kräfte.
Nun die Kraft der Ströme und der Quellen,

Kraft der Sommer und der Sonnen-Tage,
Kraft der Jugend, Kraft der süßen Lenze,
Frühster Spiele, Sprünge, Läufe, Tänze,
Und hinüber noch die Knaben-Grenze:
Kraft aus himmlischen und reinen Dingen,
Als er Vögeln glaubte, Schmetterlingen,
Blumen, Bienen und den heiligen Bäumen,
Und die Kraft aus seinen Helden-Träumen:
Kräfte sich mit Kräften so verschlangen,
Sie ergrünten, schimmerten, sie klangen
Glockenrein und einsgestimmt mit allen,
Die im Himmel sind ein Wohlgefallen.
Antlitz, kühnes, totenfahles,
Unter Engeln stolz erstrahl' es,
Wert der Krone, Wert des Grales.

Sieben Jahre, sieben Jahre Lebens
Währte dieser Ringekampf des Helden,
Und es stürzten diese Lebensjahre
Durch ihn hin, erbrausend wie ein Regen,
Eine Raserei der Farben-Träume
Und ein Regenbogen-Sturz der Bilder,
Wiederholend all, was je gewesen,
Unerschöpflich, unaufhörlich, während
Er im riesig durchgerauschten Ohre
Sonderbare wütende Geräusche
Hört' aus schwarz zusammgeballter Nähe:
Keuchen eigner Kehle und aus fremder,
Zähne-Knirschen und ersticktes Zischen,
Und der Griffe Aufschlag in den Panzer-
Handschuhn, und das Stampfen von den Sohlen.
Ohne Zeit, unendlich war dies Ringen
Bis zum Augenblicke, wo er, staunend
Aufgewacht, die eignen beiden Hände

Sah, hineingezwängt in jenen Halsberg,
Und sie würgend kneteten lebendige
Kehle, und der schwarze Kobold=Riese
Ab von ihnen hing, und weißer Dampf ihm
Röhrend aus dem schwarzen Munde zischte.
Eine selige Bewegung macht' ihn
Lächeln, und er würgte, sah sich krümmend
Jenen, Arme fallen, kraftlos greifen,
Sah ihn hangen, knien, und würgte, spürend,
Wie den Hals ein letzter Ansturm blähte ..

Weckt' ihn eine Stimme, flehend nahe:
‚Töte nicht!' Und nicht sogleich begreifend,
Daß es ihm galt, hört' ers dringlich wieder:
‚Töte nicht!' und sah, nach oben blickend,
Eines Engels Glorien=Antlitz liebreich
Über ihn geneigt. Es war Jeschutens,
Doch er kannt es nicht. Der fast Erwürgte
Dröhnt' am Boden. Selber taumelnd, fiel er
Drüber, stützte sich, erschöpften Auges
Starrend nach dem Augenpaar darunter;
Sah: aus zugefallnen Lidern mühte
Sich hervor ein Blicken voll Geheimnis,
Dunkel; doch es war da nichts als dieses:
Blick der Kreatur, vom Tod erwachend.

Parzivaln verließen seine Kräfte;
Sah die Halme und das Moos am Boden
Seltsam näher kommen, und ihn schwemmte
Jäh ein ungeheures Schluchzen: Sieger!
In barmherziges Dunkel. Am Zerfließen,
Fühlt' er glücklich allen alten Odem,
Alles Blut sich rück zu Gott ergießen.

Aus dem Versroman „Parzival"

Max Mell

Hirtenspiel in Kärnten

Das Dorf war erreicht, der gute Marsch über den in Schnee glattgestrichenen Talboden hatte uns nicht zu ermüden vermocht, jedoch mit dem Ziel war die Rast willkommen. Unsere Augen waren vom steten Blick auf Weiß und Glitzern empfindlich gemacht; alles, was an den Häusern des Dorfs Farbe war, schien ihnen unrein und als wäre es eben aus nassem Erdreich emporgetaucht, dabei gab ihnen die Mittagssonne warme Tinten, es war aber in den Wirtschaftshöfen so still wie draußen auf dem Wintergefild, alle ländliche Arbeit fehlte; ab und zu gab es hier die raunende Unterbrechung, daß von niedrigen Dächern Schneelasten herabglitten auf den schon liegenden Schnee, mit dem friedlichen Anblicke solchen natürlichen Ereignisses, hinter dem sich die Stille um so tiefer wieder schließt. Nichts verriet, daß hier irgendwo ein Sitz bewegteren und eifrigen Lebens sein könnte, er müßte denn gänzlich verborgen und vergraben sein: und wahrhaftig wie eine Ausgrabung erschien uns nachher dieses uralt bäuerliche Spiel, das zu sehen wir gekommen waren; nicht anders, als wären wir durch eine günstige Fügung in ein seit Jahrhunderten unbetretenes, für unser Kommen aber erleuchtetes und verschwiegen aufglänzendes Heiligtum gelangt; – obwohl es doch in steter Übung und nicht erlahmendem Gedächtnis erhalten war und allenthalben in den deutschen Alpen in zahlreichen Formen und Abwandlungen verbreitet ist, das Hirtenspiel von Christi Geburt, dessen Darstellung hier durch Bauernsöhne und Handwerker die Freunde in Erfahrung gebracht hatten.

Wir suchten den Gasthof, der uns bezeichnet war. Sowie man die Schwelle überschritten hatte, war die Bewegung fühlbar, welche die bevorstehende Darstellung ins Haus brachte. In Flur und Küche und Gastzimmer rührte es sich, das obere Stockwerk schien einbezogen, der Zuspruch war nicht bloß sonntäglich, auf jedem Gesicht lag Wissen, Einverständnis, Vorbereitung.

Die Wirtin war eine stattliche Frau mit roten Wangen und schwarzem, schön zurückgestrichenem Haar; darin hatte sie einen schwarzen Kamm mit rotem Rande stecken, was ihr vortrefflich stand. Es war zu sehen, daß der Tag sie freute. „Dreißig Jahre muß es her sein, denn ich bin bald zweiundvierzig. Seit damals haben sie's hier nicht gespielt, und die alten Spieler sind alle weggestorben.“ Eine kleine Magd hing an ihren Lippen, glühte vor Erwartung und lief schon wieder in den Oberstock.

Dort sah es etwas nüchtern und unwohnlich aus, das Stockwerk mochte vor nicht langer Zeit frisch aufgesetzt sein. Die Türen waren offen, man ging hin und wider; in dem größten Raum standen einige Männer. Sollte hier das Spiel vor sich gehen? Waren das Zurüstungen, die ich sah, so schienen sie seltsam geringfügig. Eine Bühne oder ein Podium hatte ich nicht erwartet. Aber die Stube war leer bis auf ein paar Bänke, die in der Diagonale des Raums einander gegenübergestellt waren, und von früheren Einrichtungsstücken schien ein Nachtkastel von weichem Holz in einem Winkel vergessen zu sein. Nur war es mit der Vorderseite zur Wand gedreht, und in den Winkel, wo es stand, deutete die Gasse zwischen den Bänken. Es wäre schwer zu entscheiden gewesen, ob damit wirklich schon etwas dem Spiel Dienliches vorbereitet oder diese Aufstellung nur zufällig war. Immerhin war man nicht willens, daran etwas zu ändern, da man davon sprach, rings an den Wänden ein paar Bierfässer mit Brettern zu verbinden und so Sitzgelegenheiten zu schaffen, mit den Bänken also nicht mehr rechnete. Als ich nachher ein zweites Mal nachsehen kam, waren die Vorbereitungen für das Spiel allerdings weiter gediehen. Man verhüllte eben die Fenster mit dunklen Decken und ließ die elektrischen Birnen leuchten; und oberhalb des Nachtkastels schlug einer einen Nagel ein und hängte einen goldenen Stern daran. Hierauf spannte man eine Schnur quer vor den Winkel und schloß ihn mit einem roten kleingeblümten Vorhang ab. Jetzt glaubte ich auch, daß die Bänke schon in rechte Aufstellung gebracht wären, nur war nicht

klar, wie es denn nicht ein Hindernis sein sollte, wenn sie so den Raum teilten und durchschnitten. Mir war es natürlich, abzuwarten, wie sich alles gestaltete, und ich hätte keine Lust gehabt, sie auszufragen, wie sie ihr Spiel ordnen wollten. Doch erfuhr ich, daß die Spielertruppe aus neun Männern und drei Frauen bestand; und man zeigte mir einen untersetzten stämmigen Mann mittleren Alters als den Anführer; sein Name wäre Joseph Wittinger, und er wäre ein Sohn des Obernüepele in Ingolfstal, seinem Stand nach Zimmermann; dasselbe wie sein Bruder Silvester, der sonst der eigentliche Leiter der Aufführungen wäre und zuletzt vor neun Jahren auf der Pfarrwiese zu Metnitz das Christileidenspiel aufgeführt hatte. Das Hirtenspiel wäre nicht gewesen seit dem Jahre 1912; jetzt gäben sie es an den Sonn- und Feiertagen in den Wirtshäusern des ganzen sehr gedehnten Tal-Gaus. Sie nannten mir Name und Stand der Spieler; der Engel und Maria hatten bloß die eine Rolle inne, die meisten anderen deren vier. Es waren durchwegs Knechte und Besitzerssöhne; dazu ein Zimmermann und ein Sägler, eine Zimmermannstochter und eine Näherin.

Das Mittagessen war aufgetragen, um eins begann die Darstellung. Die Bänke, die von der Türe bis zu dem verhüllten Winkel aufgestellt waren, hatte man am oberen Ende für uns freigehalten; kein Zweifel, die Gasse zwischen ihnen hatte ihre Verwendung im Spiele, dieser enge langgezogene Raum war sein Schauplatz. Der übrige Raum füllte sich allgemach ganz dicht an, wir mußten uns immer etwas vorneigen, der haltsuchenden gedrängten Ärmchen und Ellenbogen der Kinder wegen, die hinter uns standen und uns in die Ohren schnaubten, wie Ochs und Esel dem Christkind. Und dahinter stopfte sichs zusammen und baute sichs auf, auf Bänken und Sesseln stehend, die Hände gegen die Decke gestützt, nicht ein Fleckchen Wand wäre zu erspähen gewesen. Die in der Mitte saßen sich gegenüber etwa wie in der Straßenbahn, doch schon zu eng aneinander, als daß der Blick noch ungehindert bis zur Türe hätte finden können, und

immer wieder zeigte ein späterer Kömmling Lust, auch diesen geringen freien Raum noch zu seiner Bequemlichkeit einzuschränken. Einer kam gar mit einem Sessel daher und stellte ihn in dieser ohnedies so schmalen Gasse auf – aber da merkte man schon, er gehörte mit zum Spiel, er war der Einsager, der ‚Buechhalter‘, und hatte sein festes nach Art der Geschäftsbücher gebundenes Buch vor sich. Er setzte sich und war bereitwillig, seiner Umgebung die Niederschrift des Spieles zu zeigen. Da drang eine unbestimmte und doch sogleich verständliche Bewegung von der Türe her und pflanzte sich durch den ganzen Raum fort. Das Spiel hob an. Die Gasse zwischen den Bänken her, durch das raunende und verstummende Volk, mit starkem Soldatenschritt kam der ‚Ankünder‘, jener Zimmermann, der das Spiel führte. Er war angetan mit einem alten blauen Waffenrock, roten Hosen mit gelbem Streif, der papierene Zweispitz war mit Federsträußchen besetzt, auf der Brust saß neben einer anderen Auszeichnung auch das allgemeine eherne Kreuz aus dem Kriege, über seinen Schnurrbart hatte er noch einen zweiten buschigeren geklebt. Vor dem verhängten Winkel, über dem der Stern stand, machte er Kehrt, zog den Säbel und grüßte damit, nach militärischem Gebrauch, doch mit ungeübten Gelenken, und begann in singendem Ton:

Freundlich gegrüßt seid allzumal
Mit Freuden einzuführen.

Hier tat er vier Schritte in die Gasse zurück, machte wieder Kehrt und sprach:

Ein Ding, zu brauchen überall,
Auch kürzlich zu rezitieren.

Um wieder nach vier Schritten fortzufahren:

Ein Ding, zu brauchen ganz hoch und klar,
Wie's uns die Evangelisten bewahrt.

So sprach er die ganze Ankündung, für jedes Verspaar mit vier Schritten den Platz verändernd, in eintönigem Rezitativ, das die Quarten hielt, seine Mundart zu ihrer altertümlichen Form

bequemend; und längst war gebannt, was man etwa an der gewaltsam ausstaffierten Erscheinung hätte belächeln mögen. Zuletzt, wie als vertraulichen Anhang zu dieser zeremoniellen, heilig einzuhaltenden Begrüßung fügte er noch einige Worte in ungebundener Rede hinzu, groß und gewichtig und ohne Ziererei gesprochen; sie forderten zu gefälligem Zuhören auf. Dann grüßte er wieder in militärischer Weise wie vorhin und ging ab. In diesem Augenblick ertönte von draußen, vor der Türe, das Lied von Mariä Verkündigung, das man überall in den Alpen kennt:

Gegrüßt seist Maria, jungfräuliche Zier,
Du bist voll der Gnaden, der Herr ist mit dir.

Die ganze Spielergesellschaft sang in der drängenden Art, wie das Landvolk Kirchenlieder singt, in den gepreßten, harrenden Raum hinein. Dann kam Maria, ein mittelgroßes derbes Bauernmädchen mit regelmäßigem, stillem Gesicht, und kam der Engel, ein zwölfjähriges Schulmädchen in einem weißen Gewand, mit Schärpe und goldenen Flügeln von Pappe, und wovon gesungen war, das wurde auch vorgestellt und gesprochen mit den Worten der Schrift. Wie sich nun Auftritt an Auftritt reihte, ohne Pause, nur etwa durch die Lieder auseinandergehalten, die vor der Tür erschollen, trat zurück das Besondere und das Zufällige; ja jeder einzelne Wille in diesen Spielern; und die Einheit trat hervor, in der sie behalten waren; es wurde ganz offenbar, wie ihr Tun wenig ihr Belieben war, vielmehr alles festgesetzt und aufgetragen wie dem Priester sein Tun am Altare; aber von ihnen dann auch standhaft durchgeführt; ohne Achtung also auf Rechts und Links, ohne Lust, sich auszudrücken, ohne Vorhaben, dem Zuschauer nur jemals auffällig zu sein; nur in dem Dienst, dem sie als Kinder ihres Landes unterworfen waren, den Brauch der Väter zu erfüllen, da dies mit ihrem Tag an sie gekommen war. Überlieferung war nicht nur das Wort – dessen Verständnis in manchen kleinen Fällen verdunkelt schien – überliefert war die Gebärde ganz und gar, und keinem Raten und Versuchen mehr anheimgegeben, was

sonst not tat, die biblischen Ereignisse sinnlich darzustellen. So hielt der Engel ständig die beiden Hände in Schulterhöhe, die Handfläche nach außen, und zur Begrüßung verneigte sich er auch so. Oder die Hofherren, die im nächsten Auftritt zur Beratung über den Zins vor Kaiser Augustus geladen wurden, stützten, wenn sie sich zur Antwort von ihrer kleinen Bank erhoben, die linke Hand in die Seite. Später die Hohenpriester, die Herodes nach dem Messias fragt, zittern unausgesetzt heftig mit den Händen, der eine hält ein großes Buch, der andere eine Kerze, ihm zu leuchten. Alle Monologe werden im Hin- und Hergehen gesprochen. Den ersten sprach der heilige Joseph, ein langer hagerer Bauernknecht mit wunderbar vertrauenswürdigem, verwittertem, von Furchen zerklüftetem Angesicht. Seine Versicherung, daß er an Marias Zustand nicht schuld wäre, erweckte die Heiterkeit der Zuhörer. Er hatte an einer strohgeflochtenen Tasche seine Tischlergeräte hängen, aber nur in Spielzeuggröße: dies ist die Art, wie die Gegenstände der wirklichen Welt in diesen Rahmen hineingebracht werden. Dies war auch das Geheimnis des verhängten Winkels, der Zelle, in der, einem Tabernakel nicht unähnlich, der eigentliche Kern des Spieles aufbewahrt ist. Auf dem Nachtkastel stand ein „Kripperl", wie man es den Kindern zur Weihnachtszeit schenkt. Der Stall nichts als ein Dach auf vier Pfosten, unter dem in der Krippe ein sehr kleines Püppchen lag; dahinter in Holzfiguren Ochs und Esel. Für jede Szene, die dort spielte, wurden an dem Kripperl zwei Christbaumkerzchen angezündet, Joseph und Maria saßen auf Stühlen rechts und links davon; war ihre Szene zu Ende, und zog man den Vorhang zu, so wölbte er sich wohl über sie, und die Kerzchen schienen wunderschön durch den Stoff durch. Verkleinert waren ebenso die Gaben, die Hirten und Könige darbrachten; das Lamm, der kleine Bausch Wolle, das Säckchen Mehl; dann das Holzklötzchen Gold und die Gefäße mit Weihrauch und Myrrhen; Joseph konnte beim Auszug nach Ägypten alles in seine Strohtasche stecken, samt Ochs und Esel, die darin



Albrecht Dürer: Bildnis des Ulrich Starck. Kreidezeichnung

in die beiden Ecken kamen. Der Zuschauer folgt dem Gebrauch dieser Dinge mit Behagen und mit einem Lächeln, das seine Zustimmung und sein Verständnis kundgibt. Seiner Phantasie ist der Halt geboten, dessen sie bedarf; seine Augen haben die Lust, auf die sie nicht verzichten können, indem ihnen, durch Vorzeigen dieser spielzeughaften Gegenstände, die Form in Erinnerung gebracht wird. Daneben prägt sich, besonders auf den Antlitzen der Männer, auch die ungewohnte Anstrengung aus, den Vorgängen zu folgen, die sich dann beim Erblicken des derb Handgreiflichen gern in Lachen entspannt. In einer der letzten Szenen ist eine nackte kleine Puppe das Kind, das Rahel im Arm hält, als der Soldat zum Kindermord auf sie zutritt: „Was bist du?" „Ein friedliches Weib ..." Wenn er mit dem Säbel so zuschlägt, daß der Holzkopf der Puppe abspringt und davonrollt und unter den Füßen der Zuschauer gesucht werden muß, so wird gelacht. Aber es ist ein Lachen, das dazu gehört, weil es die Gegensätze ganz zu sich übernimmt und erledigt: sie sind dann nicht mehr, und dahinter sichtbar wird der Schauder und die Ahnung, daß diesem Vorgestellten eine gewaltige Wahrheit innewohne. Hier hat man die beiden Grenzen nach oben und nach unten: setzen schon die Formen in Gebärde und Vers, Gewandung und Gesang die gewöhnlichen Verhältnisse außer Kraft, so daß das, was dann Vergrößerung ist, manchmal wahrhaftig kaum mehr ausmeßbar ist und als Erscheinung dessen, was in die Nähe des Heiligen reicht, stark an unser Herz greift, so bezeichnen die Dinge aus der Alltagswelt in ihren kleinen rohen Formen eine untere Welt, die auch ihre Wahrheit hat: nicht umsonst sind sie kindisch, nicht umsonst mögen sie einem Fetisch an Gestalt ähnlich sehen. Das alte Spiel begreift in sich die höheren wie die niedrigen Vorstellungen des Glaubens; in seiner jahrhundertelangen Entwicklung hat es daran auszuwägen gehabt, bis das Gleichgewicht hergestellt war, in dem seine Dauer beruht. Denn in diesem Wechsel von Hoch und Nieder, der also bis ins Tiefste reicht, hat das Volk sein Gedächtnis. So sind die heiligen

Szenen des Spiels gegen die derben ausgewogen; neben dem schimmernden Überwurf von Seide, der Uniform und der Krone zeigt sich der Schafpelz, die wilde Perücke und der Spitzhut, und da schon in diesem Spiel nicht der Teufel neben die heiligen Personen tritt, so muß doch neben den Klang das Gepolter, neben den Gesang tierisches Brüllen und Schnaufen treten.

Die ‚Vor-der-Tür-Lieder' sang immer die ganze Truppe, sie klangen geheimnisvoll und erweckten ehrfürchtige Erwartung; und mit dem Ende eines solchen nun scholl von der Türe her ein furchterregendes Pochen und Stampfen, unmäßig hart und von Klirren begleitet. Die Gasse, der Raum für die Spieler, hatte sich, wie die Vertraulichkeit im Fortgang des Spieles wuchs, sehr verkleinert und verengt, gerade daß man den Spielern noch ein wenig auswich; jetzt scheuchte etwas Wildes, Ungezähmtes dieses Vordringen in seine Grenzen zurück. Es waren die Hirten in abgenützter einheimischer Tracht, mit Spitzhüten, die mit Bändern umwunden waren; in rhythmischem Humpeln stießen sie die mächtigen Ringstöcke vor sich auf den Boden, wie sie ehemals die Waffe der Hirten gegen die Wölfe waren. Eine Spanne hoch vom untern Ende tragen sie einen Ring befestigt, in dem ein Vierteldutzend gleicher Ringe hängt; bei jeder Bewegung klirren sie und erwecken den Eindruck erschrecklicher Wehrhaftigkeit. Die wird hier natürlich auch komisch ausgenützt. Zunächst sollen die Zuschauer geängstigt und zum schnellen Einziehen ihrer Füße veranlaßt werden. Und nachher, als die Hirten aus dem Schlaf erwachen und aufstehn sollen und einer von ihnen hartnäckig liegen bleibt, setzen die andern zwei die Stöcke als Hebebäume an und bringen ihn so mit gespielter Anstrengung auf die Beine. Der Humor der Hirtenszenen, der ganz nahe und zutraulich an das wirkliche Leben herankommt, erlaubt der Darstellung noch ein anderes Mal, den Zuschauer ihre Überlegenheit fühlen zu lassen. Einer der Hirten sitzt auf der Decke auf dem Boden und flickt seinen Rock: das erfolgt zu dem besonderen spaßhaften Zweck, daß er zu seinem Lied beim Ausziehen der

Nadel die nahen Waden der Zuhörer aufsucht; und natürlich macht er mit kurzen Rutschbewegungen eine kleine Reise auf dem Boden und dreht sich auch um, damit die andere Seite der Gasse nicht zu kurz käme. Natürlich wurde das weibliche Geschlecht bevorzugt, der Geistliche aber nicht geschont. Zum Singen der anderen Lieder stellten sie sich zu dritt zusammen, dabei sahen sie einander mit traumartigem und doch wachem Einverständnis an, stemmten die Ringstöcke vor sich und nickten und bogen, die Brust herausdrückend, den einen Arm in die Höhe, wie der tut, der eine große Merkwürdigkeit zu erzählen hat. Und wie sie sich für die nächtliche Engelserscheinung schlafen legten, taten sie das gar nicht so, wie man es wirklich tut; sondern sie legten sich, schief in der Gasse, alle drei auf den Bauch und behielten den Kopf dabei etwas gehoben; der war da natürlich ganz nahe an den Füßen der Zuschauer, während für ihre Füße unter den unsern Platz geschafft werden mußte.

Nun tritt aber neben das Nächtliche und Wilde dieser Gesellen auch der geheimnisreich heilige Glanz, der von den drei Königen ausgeht: da steigert sich nun eine Gruppe an dem Wesen der anderen, und von jeder wird gefordert, ihren Ernst und ihre Weihe an den Tag zu legen: die Hirten haben sich zu Schützern des neugeborenen Kindes aufgeworfen und verwehren den fremden Ankömmlingen den Zutritt zum Stall, ein Wechselgesang zeigt die Könige bittend und beteuernd, die Hirten spottlustig, mißtrauisch und zuletzt versöhnt. Die Könige hatten, so gut wie die Hirten, in jener Gasse nur hintereinander Platz; sie schimmerten mit ihren roten Prunkmänteln, den dicken bemalten Zeptern, den ausgebauchten abenteuerlichen Kronen, von denen ihnen kostbare Seidentüchlein auf die Schultern hingen (der Mohrenkönig hatte dazu einen schwarzen Schleier vors Gesicht genommen), vor allem aber mit den redlichen Gesichtern aus einem Halbdunkel des herangedrängten Landvolks, voll unendlicher Ruhe und ehrwürdiger Einfalt herüber; der erste war derselbe, der auch den Ankünder gesprochen hatte, das Leben hatte ihm

einen sorgenvollen Zug mit starken treuherzigen Falten ins gerötete bärtige Gesicht geschrieben; hier war es, als wäre ihm der ganz allein von der hoffnungsvollen Bitte, wenn die Strophen mit der Anrede ‚Lieber Bauer' begannen, zuteil geworden. Ihm gegenüber war einer von den Hirten merkwürdig, ein jüngerer Mensch mit stark ausgezogenem dunklem Schnurrbart, immer war seine Stimme die erste im Gesange, in seinen munteren Augen stand es immer zu lesen, daß er wußte, wie es weiterginge; und von seinem resoluten, mit ganz feinem Humor angelegten Wesen ging eine leise starke Führung aus, und es sahen wohl auch die Partner erwartungsvoll auf ihn, ehe sie in den Gesang einfielen und die Hilfe des Buechhalters nicht vernehmlich genug schien. Aber es lag dazu auch die Aufforderung, das Spiel zu ermöglichen, gleichsam überall in der Luft, und es ging auch immer geräuschlos etwas hiezu Dienendes vor. Sei es, daß der Buechhalter auf dem Gange waltete, über die schlafenden Hirten stieg, denen, die niederzuknieen hatten, Decken vorlegte, die Kerzchen an der Krippe auslöschte oder anzündete, wohl auch von den Umstehenden gefällig unterstützt –, oder sei es das unsichtbar Tragende, mit dem alle mitwirkten aus ihrem Herzen heraus; wovon wohl der Mund überging, gar in besonders merkwürdig erscheinenden Bildern, so daß der Ankünder einmal, jedoch ohne daß es eine beschämende Störung bedeutet hätte, zu der Ansprache genötigt war: „Oba ich bitt mehr um Ruahe, wia sollen denn da die Leut reden und die Rollen hören, wann immer a so a Glachter und a Gredach is, des geaht ja nit!"
Zu einer dritten Gruppe, die wieder unheimlich und gewalttätig auftrat, vereinigte sich schließlich die Mehrzahl der Spieler. Der Engel war ausgenommen und die Maria, die jetzt die Buechhalterin zu machen hatte; alles andere war zur Darstellung der Räuber aufgeboten. Ihr Auftreten war gegenüber dem der Hirten ordentlich teufelsmäßig: knurrend, pfauchend, heulend fegten sie in die Gasse herein, versammelten sich, acht Räuberknechte, Räuberhauptmann und Räuberweib, am oberen Ende des

Weges und stellten sich, in ihren Schafpelzen und zottigen Perücken, paarweis einander zugekehrt auf, zogen die Säbel und stimmten ihren Räubergesang an. Zu jedem Takt des wilden Liedes schlugen sie in der Luft die Säbel zusammen, es klang prachtvoll.

Wenn wir auf dem Galgen hangen,
Bis die Beinlein werden weiß,
Tuat der Leib so herrlich prangen,
Weil er ist ein Vogelspeis.
Ist viel schöner in der küehlen Luft
Als in einer Totengruft!

lautete die letzte Strophe, und bei dem Wort ‚Luft' fuhren die Klingen in die Höhe, bei dem Wort ‚Gruft' aber gen Boden: das Ausbleiben des taktierenden Klirrens, woran sich das Ohr gewöhnt hatte, schloß das Lied mit einer gespenstischen Wirkung ab, wie sie stärker nicht zu ersinnen wäre. Der Abgang nach diesem Lied erfolgte mit demselben Pfauchen und Schnauben wie das Auftreten. Zu den Szenen mit den heiligen Wanderern, die dann folgten, trat nicht wieder die ganze Bande auf. Es handelte sich hier um die apokryphe Legende von dem Schächer Dismas, der das flüchtende Paar im Ägyptenwald beim Raubüberfall schont, geblendet von dem Glanz des Kindes, und dem dann geweissagt wird, daß er mit dem Heiland sterben würde: dies vorzustellen, hatte das ausgeführte und szenenreiche Spiel nicht versäumt. Sein Schluß war der Kindermord und die Auszahlung der beiden Kriegsknechte, die mit gespießten Puppen vor Herodes hintreten und sich in den Helm Gulden zählen lassen, zehn, zwanzig, dreißig – erst mit achtzig sind sie zufrieden und treten mit der Versicherung ab, daß der Lohn bald vertrunken sein würde. Ein Marienlied ‚Doch mein Schäflein lauf nur hin zu Maria der Schäferin' schloß unmittelbar, dem Brauch gemäß, das ‚Schäferspiel' an, das in sanftem Rezitativ und geistlichen Dialogen von Schäfer und Räuber und Pilgram zum Epilog abklang, den der Ankünder in derselben Weise vortrug, wie er das Spiel eingeleitet hatte.

An einem Ausgang wurde Geld abgesammelt, wer wollte, konnte sich auch durch die andere unbesetzte Türe entfernen. Draußen verpackten sie in eine sehr große eisenbeschlagene Kiste die Requisiten und Gewänder. Es war längst finster geworden, das Spiel hatte vier Stunden gedauert, sie spielten es um acht Uhr wieder in einem Wirtshaus, wohin sie dreiviertel Stunden zu fahren hatten. Wir saßen unten in der Wirtsstube, als sie mit Hut und Stock und Wetterfleck durchkamen, alle von mächtigem Wandel, die Stube füllend, lächelnd aus milden Augen in einer heimlichen guten Müdigkeit, und uns ihre harten Hände zum Abschied boten.

*

Meister Eckhart

Lesemeister und Lebemeister

Besser wäre ein Lebemeister, denn tausend Lesemeister; aber lesen und leben ohne Gott, dazu kann niemand kommen. Müßte ich einen Meister der Schrift suchen, den suchte ich zu Paris und auf den Hohen Schulen um hoher Wissenschaft willen. Aber wollte ich nach vollkommenem Leben fragen, davon könnte er mir nichts sagen. Wohin müßte ich dann gehen? Allzumal nirgend andershin, denn in eine bloße, ledige Natur: die könnte mir kundmachen, wonach ich sie in Ängsten fragte. Leute, was sucht ihr an dem toten Gebein? Warum sucht ihr nicht das lebendige Heiligtum, das euch ewiges Leben geben kann? Denn der Tote hat weder zu geben noch zu nehmen. Und müßte der Engel Gott suchen außerhalb Gottes, so suchte er ihn nirgend anderswo, denn in einer ledigen, bloßen, abgeschiedenen Kreatur. Alle Vollkommenheit ist daran gelegen, daß man Armut und Elend, Schmach und Widerwärtigkeit und alles, was an Drückendem auf uns fallen mag, willig und fröhlich, ledig und begierig, bereit und unbeweglich erleiden könne und bis an den Tod dabei bleibe ohne alles Warum.

Das ewige Wort wird nur in der Stille laut

Der himmlische Vater spricht ein Wort und spricht das ewig, und in dem Wort verzehrt er alle seine Macht und spricht in dem Wort seine göttliche Natur allzumal und alle Kreatur. Das Wort liegt in der Seele verborgen, so daß man es nicht weiß und nicht hört, wenn ihm nicht Raum gemacht wird in dem Grunde des Hörens, – eher wird es nicht gehört; vielmehr: alle Stimmen und alle Laute, die müssen hinweg, und muß da eine lautere Stille sein, ein Stilleschweigen.

Aus Meister Eckhart, Deutsche Predigten und Traktate

*

David Herbert Lawrence

Lächeln

Er hatte beschlossen, die Nacht sitzend zu durchwachen; das sollte eine Art von Buße sein. Im Telegramm hatte nur gestanden: „Ophelias Befinden besorgniserregend." Da hatte er nun das Empfinden, daß es eine unverzeihliche Gefühllosigkeit sein würde, wenn er im Schlafwagen zu Bett ging. So saß er denn müde in seinem Abteil erster Klasse, indessen die Nacht auf Frankreich herabsank.

Natürlich, dachte er, müßte ich jetzt eigentlich am Bette Ophelias sitzen. Aber Ophelia wollte ihn ja nicht haben. So saß er nun wachend im Zuge.

Tief drinnen in seinem Leibe saß ein schwarzes und schweres Gewicht: wie ein Krebsgeschwür, das mit lauter Gram gefüllt war und lastend auf den Quellen seines Lebens lag. Er hatte das Leben immer schwer genommen. Nun drückte die Schwere ihn übermächtig nieder. Sein dunkles, hübsches, glattrasiertes Gesicht mit den in dumpfer Qual schiefgezogenen starken schwarzen Augenbrauen hätte einen Maler zu einem „Christus am Kreuz" anregen können.

Diese Nacht im Zuge war wie ein Höllenspuk: nichts war wirklich. Die beiden ältlichen Engländerinnen ihm gegenüber waren schon lange tot, vielleicht länger als er selbst. Denn auch er selbst war natürlich tot.
In den Bergen an der Grenze kam langsam und grau die Morgendämmerung; er sah hinaus, ohne doch zu sehen. Immer gingen ihm die Verse durch den Sinn:

Es kam die Dämmrung, trüb, voll Trauern,
eisig durchsprüht von frühen Schauern;
da schlief sie still: denn ihre Nacht
begann, wenn uns der Tag erwacht.

Und in seinem zermarterten Gesicht, einem wandellosen Mönchsgesicht, war keine Spur davon zu lesen, daß sein kritischer Verstand die Wiederholung der Verse voll Verachtung, ja voll Selbstverachtung, eine lächerliche Verstiegenheit nannte.
Er war in Italien: und er betrachtete die Landschaft mit schwachem Widerwillen. Er brachte nicht mehr viel Empfindung auf: nur diesen schwachen Widerwillen, als er die Olivenbäume und das Meer sah. Das könnte man poetischen Schwindel nennen, dachte er.
Es war abermals Abend, als er das Heim der Blauen Schwestern erreichte, in dem Ophelia Zuflucht gesucht hatte. Man führte ihn in das Zimmer der Mutter Oberin, im Schloßbau. Sie erhob sich und neigte den Kopf, wobei sie ihn an der Nase herunter betrachtete. Dann sagte sie auf französisch:
„Es schmerzt mich, daß ich es Ihnen mitteilen muß. Sie ist heute nachmittag gestorben."
Er stand wie betäubt; nicht daß er in diesem Augenblick viel empfunden hätte: aber sein schönes Mönchsgesicht mit den stark geprägten Zügen verriet, daß ihm das Nichts entgegenstarrte.
Die Mutter Oberin legte sacht ihre weiße, schöne Hand auf seinen Arm und blickte zu ihm auf; sie lehnte sich an ihn.
„Mut!" sagte sie sanft. „Mut, nein?"
Er trat einen Schritt zurück. Es war ihm immer peinlich, wenn

eine Frau sich so an ihn lehnte. Die Mutter Oberin in ihren umfänglichen Röcken war sehr weiblich.
„Gewiß!" antwortete er auf englisch. „Kann ich sie sehen?"
Die Mutter Oberin läutete, und eine junge Schwester erschien. Sie war ein wenig bleich, aber in ihren haselnußbraunen Augen leuchtete etwas wie Kindlichkeit und Mutwille. Die Oberin murmelte eine Vorstellung, und die junge Schwester, ernsthaft, machte eine leichte Verneigung. Aber Matthew streckte ihr die Hand hin, mit der Bewegung eines Mannes, der nach dem letzten Strohhalm greift. Die junge Schwester löste ihre gefalteten Hände und ließ die Rechte scheu in seine schlüpfen: sie war reglos wie ein schlafender Vogel.
Und Matthew, versunken im unermeßlich tiefen Hades seines Grams, dachte: Was für eine schöne Hand!
Sie gingen durch einen hübschen, aber kalten Flur, und die junge Schwester klopfte an eine Tür. Matthew, dahinschreitend im unergründlichen Hades des Grams, nahm dennoch die sanft und fein und üppig geschwungene Linie der beiden schwarzen Frauenröcke wahr, die sich in leiser und schwingender Eile vor ihm her bewegten.
Er erschrak tief, als die Tür aufging und er in dem erhabenen vornehmen Raum die Kerzen rings um das weiße Lager brennen sah. Eine Schwester saß neben den Kerzen; sie blickte zu ihm auf, und er sah in ihr von der weißen Haube umrahmtes dunkles und einfaches Gesicht. Dann stand sie auf und grüßte mit einer leichten Verneigung; Matthews Bewußtsein verzeichnete die Beobachtung, daß sie von stämmiger Gestalt war und bräunlich-blasse Hände hatte, die auf der glänzenden blauen Seide ihrer Brust mit einem schwarzen Rosenkranz spielten.
Die drei Schwestern schritten stumm, mit raschen Schwingungen ihrer umfänglich gebauschten seidenen schwarzen Röcke, sehr weiblich, zum Kopfende des Lagers; dort blieben sie. Die Mutter Oberin neigte sich und hob mit zartester Behutsamkeit den weißen Batistschleier vom Antlitz der Toten.

Matthew sah das Antlitz seiner Frau in der schönen Gelassenheit des Todes; und sogleich sprang tief in ihm etwas wie Gelächter auf. Er stieß einen leisen grunzenden Laut aus, und ein sehr wunderliches Lächeln nahm von seinem Gesicht Besitz.

Die drei Nonnen, im Kerzenglanz, der warm und rasch wie das Licht eines Christbaums flackerte, sahen ihn unter ihren Haubenbändern hervor mit traurigen und mitleidigen Augen an. Sie waren wie ein Spiegel. In sechs Augen glomm plötzlich ein wenig Furcht auf – und wandelte sich in verwirrtes Staunen. Und von den drei Nonnengesichtern, die ihn im Kerzenlicht hilflos anblickten, begann ein seltsames, vom Willen nicht beherrschtes Lächeln Besitz zu ergreifen. Das gleiche Lächeln erblühte in diesen drei Gesichtern auf so ganz verschiedene Art: das war, als wenn drei erlesene Blumen sich erschlossen. Bei der bleichen jungen Nonne war es ein fast schmerzlicher Ausdruck, in den sich etwas wie mutwillige Verzückung mischte. Das Lächeln um die Lippen der mit der Totenwache betrauten Schwester, einer reifen Frau mit dunklem, ligurischem Gesicht und waagrechten Brauen, war ein heidnisches Lächeln: langsam, unendlich überlegen in seinem antiken Humor. Es war das etruskische Lächeln: überlegen, voll selbstverständlicher Sicherheit – und unerwiderbar.

Die Mutter Oberin, deren großliniges Gesicht irgendeine unbestimmte Ähnlichkeit mit Matthews Zügen hatte, wehrte sich sehr gegen das Lächeln. Er aber ließ nicht nach; er sah sie an, humorvoll und mit boshaft vorgerecktem Kinn, bis sie den Kopf senkte; das Lächeln wuchs, wuchs und nahm von ihrem ganzen Gesicht Besitz.

Die bleiche junge Schwester verhüllte plötzlich ihr Gesicht mit dem Ärmel; sie bebte am ganzen Leibe. Die Mutter Oberin legte den Arm um des Mädchens Schultern und sagte mit italienischem Gefühlsüberschwang: „Armes kleines Ding! Komm, wein dich aus, armes kleines Ding!" Aber das Kichern zitterte noch immer durch den Überschwang des Gefühls. Die dunkelhäutige Schwester stand da, derb und unbewegt, ihre Hände umklammerten die

schwarzen Perlen des Rosenkranzes, und unbewegt blieb auch ihr stummes Lächeln.
Matthew wandte sich plötzlich dem Lager zu, als wollte er sehen, ob seine Frau ihn beobachtet hatte. Es war eine Bewegung, die Furcht verriet.
Ophelia lag so hübsch und so rührend da; ihre spitze kleine Nase stieß auch im Tode noch trotzig vor, und ihr eigensinniges Kindergesicht war erstarrt in letztem Aufbegehren. Das Lächeln schwand aus Matthews Zügen, und ein Ausdruck übermenschlicher Qual trat an seine Stelle. Er weinte nicht; sein starrer Blick war ohne Sinn und Leben. Der Ausdruck seines Gesichts aber sagte immer deutlicher: Ich wußte ja, daß mir das Schicksal diese Qual zugedacht hatte.
Sie war so hübsch, so kindlich, so gescheit, so trotzig, so müde – und so leblos! Er stand so verlassen vor alledem.
Zehn Jahre hatte ihre Ehe gedauert. Er selbst war keineswegs ein vollkommener Gatte gewesen – nein, nein, alles andere eher als das! Aber Ophelia hatte immer nur ihren eigenen Willen gelten lassen. Bei ihr wechselten Liebe und Trotz und Sehnsucht, Verachtung und Zorn in steter Folge; ein dutzendmal hatte sie ihn verlassen, ein dutzendmal war sie zu ihm zurückgekehrt.
Kinder hatten sie nicht. Und er, mit gefühlvoller Sehnsucht, hatte sich immer Kinder gewünscht. Ihm war unendlich traurig zumute.
Nun würde sie niemals zu ihm zurückkehren. Es war das dreizehnte Mal, daß sie ging, und diesmal war sie für immer gegangen.
Aber war sie das wirklich? Noch während er es dachte, hatte er das Gefühl, als stieße sie ihn heimlich in die Rippen, um ihn zum Lächeln zu bringen. Er krümmte sich ein wenig, und seine Brauen zogen sich ärgerlich zusammen. Er *wollte* nicht lächeln! Er schob seinen eckigen, glatten Unterkiefer vor und entblößte seine starken Zähne, indessen er auf die Tote niederblickte, die so unendlich herausfordernd dalag. „Fängst du schon wieder an!" hätte er am liebsten zu ihr gesagt, wie jener Mann bei Dickens.
Ich bin ja auch kein vollkommener Gatte gewesen, dachte er.

Denn er wollte sich jetzt einmal seine eigenen Unzulänglichkeiten vorhalten.
Plötzlich wandte er sich den drei Frauen zu, die sich geräuschlos hinter die Kerzenreihe zurückgezogen hatten und deren Gesichter nun, umrahmt von den weißen Hauben, zwischen ihm und dem Nichts schwebten. Seine Augen flammten, und er entblößte die Zähne.
„Mea culpa! Mea culpa!“ stieß er heftig hervor.
„Macchè!“ rief die Mutter Oberin erstaunt. Ihre Hände flogen auf, vereinten sich wieder und saßen im dunklen Schatten der Ärmel wie zwei Vögel im Nest.
Matthew duckte den Kopf und spähte in die Runde, fluchtbereit. Die Mutter Oberin, im Hintergrunde, begann leise ein Paternoster zu beten, und die Perlen ihres Rosenkranzes pendelten. Die blasse junge Schwester wich noch weiter zurück. Aber die schwarzen Augen der stämmigen, dunkelhäutigen Schwester funkelten wie Sterne voll ewigen Humors zu ihm herüber, und er fühlte, wie ihn das Lächeln schon wieder in die Rippen stieß.
„Verstehen Sie mich recht“, sagte er zu den Frauen im Tone der Selbstverteidigung. „Ich bin schrecklich aufgeregt. Es ist wohl besser, ich gehe.“
Sie zögerten ratlos, in bannender Verwirrung. Er ging geduckt zur Tür. Aber noch indessen er ging, bemächtigte sich das Lächeln wieder seines Gesichts, noch erhascht von den schwarzen, unablässig zwinkernden Augen der stämmigen Schwester. Könnte ich doch, dachte er heimlich, diese beiden bräunlich blassen Hände fassen und halten, die wie hochzeitende Vögel verbunden sind, lustvoll.
Aber er bestand darauf, sich jetzt seine eigenen Unzulänglichkeiten vorzuhalten. „Mea culpa!“ heulte er sich selbst ins Antlitz. Aber noch indessen er es schrie, fühlte er, daß etwas ihn in die Rippen stieß, hörte er eine Stimme: „Lächle!“
Die drei Frauen, die er in dem feierlichen Raum zurückließ, blickten einander an, und ihre Hände flatterten einen Augenblick

auf, sechs Vögeln gleich, die plötzlich aus dem Laub auffliegen und sich dann wieder niederlassen.
„Armer Mensch!" sagte die Mutter Oberin mitleidig.
„Ja, ja! Armer Mensch!" rief die junge Schwester, schrill, mit kindlich leidenschaftlicher Aufwallung.
„Già!" sagte die dunkelhäutige Schwester.
Die Mutter Oberin glitt geräuschlos zum Lager und neigte sich über das Antlitz der Toten.
„Es ist, als hätte sie's gehört, die arme Seele!" sagte sie leise. „Findet ihr nicht auch?"
Die drei Hauben neigten sich über das Lager. Und nun sahen die Nonnen zum erstenmal das kleine spöttische Lächeln, das Ophelias Mundwinkel herabbog. Sie sahen es in ratlosem Staunen.
„Sie hat ihn gesehen!" flüsterte die junge Schwester zitternd.
Die Mutter Oberin legte behutsam den feingewebten Schleier über das kalte Antlitz. Dann murmelten sie ein Gebet für Ophelias Seele und ließen die Rosenkranzperlen durch die Finger gleiten. Dann rückte die Mutter Oberin zwei von den Kerzen auf ihren Haltern zurecht: mit sachtem, festem Griff faßte sie den dicken Kerzenstiel und drückte ihn nieder.
Die dunkelhäutige, stämmige Schwester setzte sich mit ihrem kleinen Gebetbuch wieder ans Lager. Die beiden anderen gingen mit leisem Rascheln zur Tür und auf den langen weißen Flur hinaus. Wie schwarze Schwäne sahen sie aus in ihren wallenden dunklen Gewändern, als sie lautlos dahinglitten. Plötzlich aber verhielten sie den Schritt. Beide hatten sie die Gestalt eines Mannes gesehen, der zaudernd, einsam und wie verloren, angetan mit einem melancholischen Überzieher, in der kalten Ferne am Ende des Flures stand. Die Mutter Oberin beschleunigte mit einem Ruck ihren Schritt zu einem Anschein von Eile.
Matthew sah, wie sie auf ihn zugesegelt kamen, die beiden umfänglichen Gestalten mit den von den Hauben umrahmten Gesichtern und den in all dem dunklen Stoff gleichsam verlorenen Händen. Die junge Schwester folgte ein wenig langsamer.

„Pardon, ma Mère!“ sagte er, wie bei einer Begegnung auf der Straße. „Ich habe meinen Hut hier irgendwo ...“
Er machte eine verzweifelte, rührend unbestimmte Bewegung mit dem Arm, und nie war ein Mensch dem Lächeln so weltenfern.

Übertragen von Karl Lerbs

*

Aus den Geschichten von Karl dem Großen

Aufgezeichnet durch Notker den Stammler

Während den Kaiser so das Kriegshandwerk beschäftigte, unterließ er es jedoch keineswegs, hochherzig zu den Königen der fernsten Reiche Gesandte zu schicken mit Briefen und Geschenken, einen um den anderen. Denn es wurden ihm aller Länder Ehren gebracht.
Als er nun vom Schauplatz des Sachsenkrieges an den König in Konstantinopel Gesandte schickte, fragte der, ob das Reich seines Sohnes Karl auch in Frieden sei oder ob es von benachbarten Völkern angelaufen werde. Der Führer der Gesandtschaft erzählte, alles sonst sei in Frieden, nur ein Volk, die Sachsen genannt, belästige durch häufige Raubzüge die Grenzen der Franken. Da sagte dieser im Müßiggang erschlaffte und im Kriegshandwerk ganz unbrauchbare Mensch: „Oh, warum plagt sich mein Sohn im Kampf mit diesen paar Feinden ohne Namen und ohne Heldenmut? Da, ich schenke dir dies Volk mit allem, was dazu gehört.“
Wieder daheim, erzählte der Gesandte das dem großen Krieger Karl. Der lachte dazu und meinte: „Dieser König da hinten hätte viel besser für dich gesorgt, hätte er dir auch nur eine leinene Hose für deine weite Reise geschenkt.“

Nicht darf ich die Klugheit verschweigen, die derselbe Gesandte gegen einen Weisen Griechenlands bekundete. Als er im Herbst

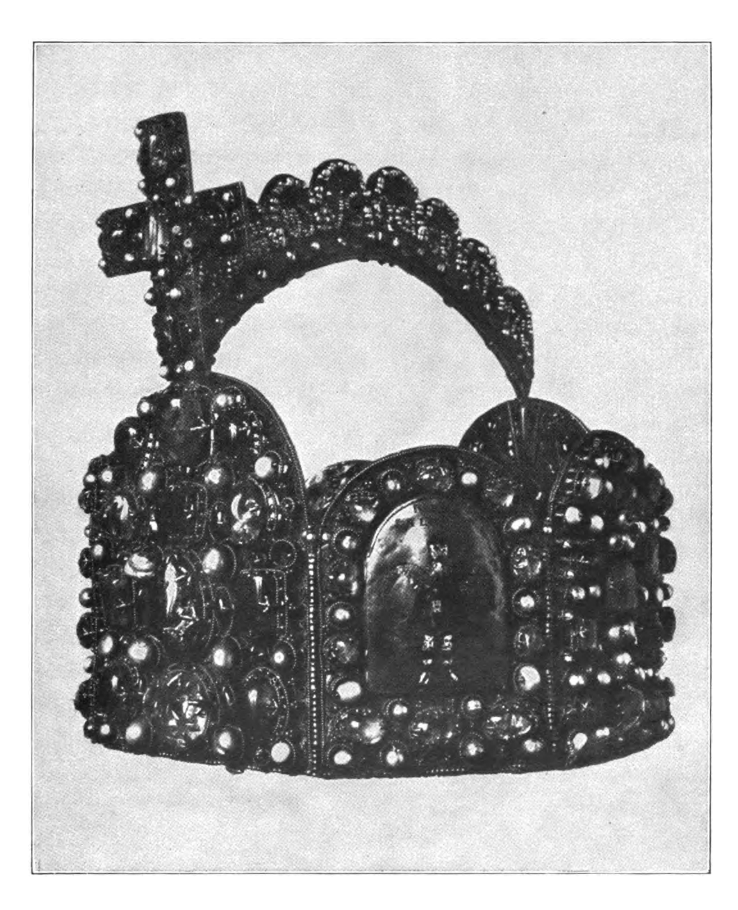
einst mit seinen Begleitern zu irgendeiner königlichen Stadt kam, wurden sie, die einen hier, die andern dort, untergebracht und er selbst der Fürsorge eines Bischofs anvertraut. Dieser war unablässig bedacht auf Fasten und Beten und brachte den Gesandten durch ständiges Fasten fast dem Tode nahe. Als nun im Frühling das Wetter schon ein wenig milder geworden war, stellte er ihn bei Gelegenheit dem Könige vor. Der fragte ihn, was er von dem Bischof halte. Aus innerster Seele schwer seufzend, sagte der Gesandte: „Gar heilig ist dieser Euer Bischof, soweit das ohne Gott möglich ist." Verwundert fragte der König: „Wie kann denn jemand ohne Gott heilig sein?" Darauf jener: „Es steht geschrieben: Gott ist die Liebe – und die hat der Bischof nicht."

Darauf lud ihn der König an seine Tafel und setzte ihn mitten unter die vornehmen Herren. Diese aber hatten ein Gesetz eingeführt: niemand am Tisch des Königs, einheimisch oder fremd, dürfe ein Tier oder einen Teil davon auf die andere Seite wenden, sondern nur so davon essen, wie es auf der Schüssel läge. Man brachte in einer Schüssel einen Flußfisch mit gewürzter Brühe übergossen. Und als der Gast, unbekannt mit jener Sitte, den Fisch auf die andere Seite legte, sprangen sie alle auf und sprachen zum König: „Herr, man hat Euch entehrt, wie Eure Vorfahren noch nie." Und der König sprach seufzend zu ihm: „Ich kann ihnen nicht wehren, daß sie dich unverzüglich zu Tode bringen. Bitte dir etwas anderes aus, was du willst, und ich will es dir erfüllen."

Der Gesandte besann sich ein Weilchen, dann rief er vor aller Ohren: „Ich beschwöre Euch, Herr Kaiser, daß Ihr mir nach Eurem Versprechen eine kleine Bitte gewährt." Der König versprach es ihm: „Fordere, was du auch willst, und du sollst es erhalten: nur kann ich dir gegen das Gesetz der Griechen nicht dein Leben schenken." Darauf jener: „Soll ich sterben, so fordere ich dies eine, daß, wer mich jenen Fisch wenden sah, das Augenlicht verliere!"

Bestürzt ob solcher Bedingung, schwur der König bei Christus, er selbst habe es nicht gesehen, sondern glaube es nur denen, die es ihm erzählt hätten. Dann begann die Königin sich so zu entschuldigen: „Bei der freudespendenden Mutter Gottes, der heiligen Maria, ich habe es nicht bemerkt." Danach suchten sich die übrigen Vornehmen einer vor dem andern eiligst aus solcher Gefahr zu ziehen: dieser beim Schlüsselträger des Himmels, der bei dem Lehrer der Heiden, die übrigen bei der Tugend der Engel und der Schar aller Heiligen: so suchten sie sich von der Schuld mit schrecklichen Eiden zu lösen.
So überwand der schlaue Franke das eitle Hellas am eignen Herde und kam als Sieger wohlbehalten in sein Vaterland zurück.

Als Pippin, Karls Sohn, ihm von einer Kebsin geboren, mit den Großen in der Peterskirche Rates pflog, den Kaiser zu ermorden, ließ er, als sie die Beratung geendet hatten, nachsehen, ob nicht jemand in den Winkeln oder unter den Altären versteckt sei. Denn nichts dünkte ihn sicher. Und siehe: wie sie gedacht hatten, fanden sie einen Geistlichen unter einem Altar verborgen. Sie griffen ihn und brachten ihn dazu, zu schwören, ihren Plan nicht zu verraten; und um sein Leben nicht zu verlieren, weigerte er sich nicht, wie sie ihm vorsprachen, zu schwören. Aber als sie wieder fort waren, achtete er jenes gottlosen Eides nicht mehr und lief eilends in die Pfalz. Dort drang er mit größter Schwierigkeit durch sieben Riegel und Türen endlich bis ans Schlafgemach des Kaisers, schlug an die Tür und brachte den immerwachen Karl in die größte Verwunderung, daß einer sich vermaß, zu solcher Stunde ihn zu stören.
Trotzdem befahl er den Frauen, die immer zum Dienste der Königin und seiner Töchter bei ihm waren, hinauszugehen und zu schauen, wer an der Tür sei und was er wolle. Sie gingen und gewahrten einen Mann von ganz geringem Stande, verriegelten drum die Tür und suchten sich unter viel Lachen und Ausgelassenheit in den Ecken zu verstecken, das Gesicht in ihren Kleidern bergend.



Deutsche Kaiserkrone Kaiser Konrads II., des Saliers

Aber der scharfsichtige Kaiser, dem nichts unter dem Himmel entgehen konnte, fragte aufmerksam die Frauen, was sie hätten und wer an die Tür pochte. Er bekam zur Antwort, ein Schelm, kahl geschoren und lächerlich anzusehen und von Sinnen, nur in Hemd und Hose, verlangte ihn unverzüglich zu sprechen. Da befahl er, ihn einzulassen. Der Geistliche nun fiel ihm gleich zu Füßen und verriet ihm alles nach der Reihe.

Die Verschworenen aber, die nichts weniger ahnten, hatten alle schon vor der dritten Tagesstunde ihre wohlverdiente Strafe und wurden in die Verbannung geschickt. Auch der bucklige Zwerg Pippin wurde unbarmherzig gegeißelt und geschoren und ins Kloster des heiligen Gallus auf einige Zeit zur Strafe geschickt, das von allen Orten des weiten Reiches am ärmsten und kleinsten zu sein schien.

Nicht viel später wollten einige von den fränkischen Großen Hand an den König legen. Das blieb ihm keineswegs verborgen, aber er wollte sie doch auch nicht gern verderben; denn wenn sie nur wollten, hätten sie den Christen ein guter Schutz sein können. Daher schickte Karl seine Boten an Pippin und ließ ihn fragen, was er mit den Bösewichtern tun solle.

Den Pippin fanden sie im Garten mit den älteren Klosterbrüdern – die jüngeren waren in wichtigeren Geschäften verhindert – wie er Nesseln und allerlei Unkraut mit einer Hacke ausjätete, damit die nützlichen Kräuter um so besser wachsen könnten, und so sagten sie ihm die Ursache ihres Kommens an. Aber er seufzte tief, wie ja alle Schwächeren immer leichter aufgeregt sind als die Gesunden, und antwortete nur: „Wenn Karl meinen Rat wollte, so würde er mich nicht so hart erniedrigen. Ich habe ihm nichts weiter zu sagen. Sagt ihm, wobei ihr mich beschäftigt fandet.“

Aber sie fürchteten sich, ohne eine bestimmte Antwort zu dem schrecklichen Kaiser zurückzukehren, und fragten ihn noch einmal und zweimal, was sie ihrem Herrn vermelden sollten. Da sagte er ärgerlich: „Nichts anderes lasse ich ihm melden, als was ich

tue. Das unnütze Gewächs reiße ich aus, auf daß das nützliche Küchenkraut besser wachsen kann."

Und so nahmen die Boten traurig den Abschied und dachten, sie hätten nichts Vernünftiges zurückzubringen.

Als sie nun vor den Kaiser kamen und gefragt wurden, was sie mitbrächten, klagten sie, sie seien trotz der Mühen und des weiten Weges nicht um ein Wort klüger geworden. Und als der kluge König sie der Reihe nach fragte, wo oder bei welcher Beschäftigung sie Pippin gefunden hätten und was er ihnen zur Antwort gegeben hätte, sprachen sie: „Auf einem Bauernschemel fanden wir ihn sitzen, wie er mit einer Hacke ein kleines Gemüsebeet bearbeitete. Als wir ihm die Ursache unserer Reise vortrugen, konnten wir nur dies eine ihm mit viel Mahnen und Bitten abnötigen: Nichts anderes lasse ich ihm melden, als was ich tue. Das unnütze Gewächs reiße ich aus, auf daß das nützliche Küchenkraut besser wachsen kann."

Bei diesen Worten rieb sich der Kaiser, dem es nicht an Schlauheit fehlte und der reich an Weisheit war, die Ohren, blies durch die Nase und meinte: „Das ist eine verständige Antwort, die ihr guten Leute mir mitgebracht habt!"

Und während so die Boten immer noch für ihr Leben fürchteten, brachte Karl die Worte zur Ausführung, nahm alle seine Verschwörer aus der Mitte der Lebenden hinweg und gab das erledigte Gut dieser Unnützen seinen Getreuen, auf daß sie wüchsen und sich ausbreiteten. Einen seiner Feinde aber, der sich den höchsten Berg in Frankenland und alles, was er von da aus erblicken konnte, zu seinem Besitztum erkoren hatte, ließ er unschädlich machen, indem er ihn auf diesem Berg am hohen Galgen aufknüpfen ließ.

Seinem Bastard Pippin stellte er frei, sich zu wählen, wie er sein Leben verbringen wollte. Der nahm das Anerbieten an und wählte sich einen Platz in dem damals noch hochberühmten Kloster Prüm, das jetzt – ich weiß nicht warum – verwüstet und zerfallen daliegt.

Aus Insel-Bücherei Nr. 440 „Geschichten von Karl dem Großen"

Rainer Maria Rilke

Zwei Gedichte aus dem Nachlaß

Weißt du, Gewölk von jenem offnen Grau,
durch das sich endlos Räume offenbaren,
drin höher, über jeder Vogelschau,
Stern-Blicke gehn seit Myriaden Jahren,
die uns zuweilen treffen durch ein Grau,

aus dem wir tauchen: wunderlich erreicht
von weitem Einfluß. Manchmal angezogen
vom Eigensinn der Erde, manchmal leicht
(plötzlich) von allen Welten überwogen.

*

O wenn ein Herz, längst wohnend im Entwöhnen,
von aller Kunst und Zuversicht getrennt,
erwacht und plötzlich hört, wie man es nennt:
Du Überfluß, du Fülle alles Schönen!

Was soll es tun? Wie sich dem Glück versöhnen,
das kommt und seine Hand und Wange kennt?
Schmerz zu verschweigen, war sein Element.
Nun zwingt das Liebes-Staunen es, zu tönen.

*

Martin Luther

An seine Tischgesellen

Veste Coburg, 28. April 1530

Gnade und Friede in Christo, meine Herrn und Freunde! Ich hab Euer aller Schreiben empfangen und, wie es allenthalben zustehet, vernommen. Auf daß Ihr nun wiederum vernehmet, wie es hier zustehet, füge ich Euch zu wissen, daß wir, nämlich ich,

M. Veit und Cyriakus, nicht auf den Reichstag gen Augsburg ziehen; wir sind aber sonst wohl auf einen andern Reichstag gekommen.

Es ist ein Rubet [Gehölz] gleich vor unserm Fenster hinunter wie ein kleiner Wald, da haben die Dohlen und Krähen einen Reichstag hingelegt, da ist ein solch Zu- und Abreiten, ein solch Geschrei Tag und Nacht ohne Aufhören, als wären sie alle trunken, voll und toll; da keckt jung und alt durcheinander, daß mich wundert, wie Stimm und Odem so lang währen möge. Und möchte gerne wissen, ob solches Adels und reisigen Zeugs auch etliche noch bei Euch wären; mich dünkt, sie seien aus aller Welt hierher versammelt.

Ich hab ihren Kaiser noch nicht gesehen, aber sonst schweben und schwänzen der Adel und großen Hansen immer vor unsern Augen; nicht fast köstlich gekleidet, sondern einfältig in einerlei Farbe, alle gleich schwarz und alle gleich grauäugig; singen alle gleich einen Gesang, doch mit lieblichem Unterschied der Jungen und der Alten, Großen und Kleinen. Sie achten auch nicht der großen Paläste und Säle, denn ihr Saal ist gewölbet mit dem schönen, weiten Himmel, ihr Boden ist eitel Feld, getäfelt mit hübschen, grünen Zweigen; so sind die Wände so weit als der Welt Ende. Sie fragen auch nichts nach Rossen und Harnischen, sie haben gefiederte Räder, damit sie auch den Büchsen entfliehen und einem Zorn ausweichen können. Es sind große mächtige Herren; was sie aber beschließen, weiß ich noch nicht. Soviel ich aber von einem Dolmetscher vernommen habe, haben sie vor, einen gewaltigen Zug und Streit wider Weizen, Gerste, Hafer, Malz und allerlei Korn und Getreide, und wird mancher Ritter hie werden und große Taten tun.

Also sitzen wir hie im Reichstag, hören und sehen zu mit großer Lust und Liebe, wie die Fürsten und Herren samt andern Ständen des Reichs so fröhlich singen und wohlleben. Aber sonderliche Freude haben wir, wenn wir sehen, wie ritterlich sie schwänzen, den Schnabel wischen und die Wehr stürzen [Schwerter zücken],

daß sie siegen und Ehre einlegen wider Korn und Malz. Wir wünschen ihnen Glück und Heil, daß sie allzumal an einen Zaunstecken gespießet wären.
Ich halt aber, es sei nichts anders denn die Sophisten und Papisten mit ihrem Predigen und Schreiben, die muß ich alle auf einen Haufen also vor mir haben, daß ich höre ihre liebliche Stimme und Predigten und sehe, wie sehr nützlich Volk es ist, alles zu verzehren, was auf Erden ist, und dafür kecken für die lange Weil.
Heute haben wir die erste Nachtigall gehört; denn sie hat dem April nicht wollen trauen. Es ist bisher eitel köstlich Wetter gewesen, hat noch nie geregnet, ohne gestern ein wenig. Bei Euch wirds vielleicht anders sein. Hiermit Gott befohlen, und haltet wohl haus! Aus dem Reichstag der Malztürken. 28. Aprilis. Anno 1530.
Martinus Luther D.

An Marcus Cordel in Torgau

Treuen und redlichen Jugendbildner

Wittenberg, 26. Dezember 1542

Gnade und Friede! Ich kanns mir recht wohl denken, daß die Worte der Mutter meinen Sohn gerührt haben, wo die Trauer um die verstorbene Schwester hinzukommt. Aber Du tröste ihn kräftig! Denn dies ist gewiß, daß er hier Dich und Deine Gattin gerühmt hat: er sei ebenso gut, ja besser bei Euch aufgehoben als hier bei uns. Heiß ihn jenen weibischen Sinn bezähmen und sich gewöhnen an die Ertragung von Übeln und nicht jener kindischen Weichheit nachgeben! Denn dazu ist er aus dem Hause getan worden, daß er lerne und hart werde. Ich will nicht, daß er zurückkehrt, solange kein anderer Grund vorliegt. Wenn eine andere Krankheit hinzukommt, wirst Du es mir anzeigen. Indes möge er sorgen und tun, weswegen er zu Euch geschickt ist, und nicht den Gehorsam gegen den Vater verletzen. Wir hier sind, Gott sei Dank, frisch und gesund. Leb wohl! Am Stephanstage 1542.

Dein Martin Luther.

Wittenberg, 27. Dezember 1542

Gnade und Friede im Herrn! Mein Sohn Johannes! Ich und Deine Mutter mit dem ganzen Hause sind gesund. Du sieh zu, daß Du jene Tränen männlich überwindest, damit Du nicht der Mutter Schmerz und Verdruß zufügst, die ohnedies zu Schmerz und Sorgen geneigt ist. Gehorche Du Gott, der Dir durch uns geboten hat, Dich dort ausbilden zu lassen! Dann wirst Du leicht die Weichheit vergessen. Mutter konnte nicht schreiben, hat es auch nicht für nötig gehalten. Sie sagt, sie hätte alles, was sie Dir gesagt hat (daß Du zurückkehren solltest, wenn Du Dich übel befändest), von Deiner Krankheit verstanden, daß Du sie, wenn sie Dich befallen sollte, ungesäumt anzeigtest. Im übrigen will sie, daß Du jene Trauer ablegst, um froh und ruhig zu studieren. Damit leb wohl im Herrn! Am Tage des Evangelisten Johannes 1542.

Dein Vater Martin Luther.

Eine Fabel

Ein Löwe, Fuchs und Esel jagten miteinander und fingen einen Hirsch; da hieß der Löwe den Esel das Wildbret teilen. Der Esel macht drei Teil; des ward der Löwe zornig und riß dem Esel die Haut über den Kopf, daß er blutrüstig dastund, und ließ den Fuchs das Wildbret teilen; der Fuchs stieß die drei Teil zusammen und gab sie dem Löwen gar. Des lachet der Löwe und sprach: Wer hat dich so lehren teilen? Der Fuchs zeiget auf den Esel und sprach: Der Doktor da im roten Barett.

Diese Fabel lehret zwei Stücke:

Das erste: Herrn wollen Vorteil haben, und man soll mit Herrn nicht Kirschen essen, sie werfen einen mit den Stielen. Das ander: Der ist ein weiser Mann, der sich an eines andern Unfall bessern kann.

Art gehet über Kunst * Wer flieht, den jagt man * Wer den andern jagt, wird auch müde * Ein Messer behält das ander in der Scheide * Ein arm Mann soll nicht reich sein * Nachtfrist, Jahrfrist * Ein willig Pferd soll man nicht zu sehr reiten * Im Winter hat ein arm Mann eben sowohl ein frischen Trunk oder kalten Keller als der reiche * Dir ist gut gram sein, hast nichts * Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu * Ein freundlich Angesicht deckt alles * Wers erharren könnte, es würde alles gut * Ein weiser Mann tut keine kleine Torheit * Was dich nicht brennet, das lösche nicht!

Aus den Tischreden

Man muß so strafen, daß der Apfel bei der Ruten sei. Es ist übel, wenn Kinder und Schüler zu Eltern und Lehrern den Mut verlieren.

Man soll die Kinder nicht zu hart stäupen, denn mein Vater stäupte mich einmal so sehr, daß ich ihn floh und daß ihm bange war, bis er mich wieder zu sich gewöhnet. Ich wollt auch nit gern mein Hansen sehr schlagen, sonst würde er verschüchtert und mir feind, so wüßt ich kein größer Leid. Unser Herrgott wollt auch nicht gern, daß wir ihm feind würden.

Junge Herrn müssen gute Tage haben bis zum 20. Jahr, daß sie nicht kleinmütig werden. Wenn sie ins Amt kommen, da versalzt man ihnen die guten Tage.

Aus Insel-Bücherei Nr. 227 „Luther im Kreise der Seinen"

*

Felix Timmermans

Die Eule

Den Kindern erzählt



Sanft und gut, rund und weiß stieg der Mond am Himmel hoch. Alles, was am Tage gearbeitet und das Leben genossen hatte, schlief ruhig und zufrieden in seinem Licht: die Fische im Wasser, die Schmetterlinge auf den Blumen, die Vögel in ihrem Nest. Dann erst wachte die Eule auf und sprach: „Wenn alle schlafen gehen, dann fange ich mit der Arbeit an", und sie begann zu denken. Die Welt war eben erst geschaffen, der Frühling stand in voller Blüte. Und was für einer Blüte! Die Tiere waren noch frisch wie Brot, das eben aus dem Ofen kommt. Sie dufteten noch nach den Händen Gottes. In jenen Tagen war der Löwe zum König der Tiere ausgerufen worden. Er war so stolz darüber, daß er sich die Haare wachsen ließ wie später die Künstler. Am nächsten Tag wollten auch die Vögel ihren König haben; und dem Adler mit seiner Federhose, der am höchsten geflogen war, – denn man mußte sie sich verdienen – wurde die Ehre zuteil. So wurde auch der Walfisch, der sowohl in wie auf dem Wasser schwimmen konnte, König der Fische. Bald gab es vielerlei Könige, ja sogar einen König der Klettertiere: den Affen. Die Eule blinzelte mit ihren runden Augen nach dem Mond und zischte mit ihrem verächtlichen Schnabel: ‚Worüber könnte ich wohl Königin werden?' Sie dachte noch einmal nach und sagte: ‚Über die Nacht.' Sie ließ den Gedanken nicht erst kalt werden, rief die Fledermaus, die im Mondschein vorbeisegelte, den Maulwurf, der gerade aus seinem Erdloch lugte, den kahlen Frosch, die summenden Käfer, den vorüberziehenden Mückengesangverein, die Glühwürmchen, die einen Fackelzug abhielten, den Hasen aus dem

Kohlfeld und noch viele andere. Sie rief auch die Schnecke, aber diese konnte nicht kommen, denn sie löste sich schon seit ihrer Geburt in Schleim auf. Die Fledermaus faltete ihren Schirm zusammen und hängte sich mit dem Zeigefinger an einen Zweig der Kopfweide. Der Maulwurf legte sich hin wie ein kostbares Kissen, der Frosch lehnte sich an einen Baum, die Arme über seinen weißen Bauch gekreuzt. Alle Tiere, die die Nacht beleben, waren hier versammelt und bereit, der Eule zuzuhören. Sie sprach mit weitgeöffneten, geheimnisvollen Augen. Sie bewies, daß ein König der Nacht dringend erforderlich sei. Aber es müsse ein König mit Verstand sein. Am Tage sei das nicht nötig, dann sähe man ja alles, aber im Dunkeln ginge es nicht ohne Verstand. „Die sich dazu berufen fühlen, mögen vortreten!" sagte sie.
Das Wort Verstand hatte alle eingeschüchtert, und sie schwiegen. Nur der Frosch schob ein Bein nach vorn, öffnete sein Beutelmaul und sagte „quak", aber da sah ihn die Eule so furchtbar unheimlich an, daß der Frosch das Bein zurückzog und häßlich lächelte. Die Eule stellte fest, daß niemand sich meldete, und sprach: „Ich kann es begreifen, ich habe den größten Kopf, also auch die meisten Gedanken. Ich bin bereit, die schwere Bürde auf mich zu nehmen und als eure Königin zu gelten. Hat jemand etwas dagegen einzuwenden?" Sie ließ ihre grünleuchtenden Augen über die Versammlung schweifen, und alle senkten eingeschüchtert den Blick. „Da möchte ich euch allen danken mit einer kurzen Rede, hört zu: Wenn ..."
Aber siehe! Alle drehten den Kopf nach einer etwas abgelegenen Baumgruppe. Niemand kümmerte sich mehr um die Eule. Sie lauschten auf irgend etwas in der Ferne. Der Mückenverein summte davon, der Maulwurf machte sich mit seinen kurzen Beinchen auf den Weg. Der Frosch sprang ins Wasser, um den Weg abzukürzen. Die Fledermaus öffnete ihren Schirm wieder und spazierte durch die Luft. Alle entfernten sich eilig in derselben Richtung.
„Was ist denn los?" fragte die Eule, aber niemand antwortete, denn alle waren fort. Da blieb ihr nichts weiter übrig, als ihnen

nachzufliegen. Drüben an einer Baumreihe fand sie die ganze Gesellschaft im Halbkreis unter einer Silberbirke versammelt. Alle lauschten der Nachtigall, die im dünnen zarten Laub als schwarzes Schattenbild vor der roten Mondscheibe saß und ihr erstes Lied sang. Wie herrlich war das Lied dieser Nachtigall! Die süße Musik strömte in überwältigender Fülle aus ihrer Kehle wie singendes Silber in die Nacht hinaus. Eine liebliche helle Stimme drang aus ihrer reinen Kehle, rundete sich zu vollen Tönen, die lang angehalten zum Himmel stiegen, bis sie so dünn und zart geworden waren, daß sie endlich zersprangen und wie Tropfen eines Springbrunnens niedergingen. Und jede Blume, die einen solchen schönen Klangtropfen auf ihre weichen Blätter fallen fühlte, richtete sich vor Seligkeit auf und faltete duftend und bewundernd ihre Krone auseinander. Wie schön war das, wie herrlich! Das Lied kam so tief aus dem Herzen der Nachtigall, und alle Tiere, die ihm lauschten, fühlten sich rein und glücklich. Als das Lied zu Ende war, blieben sie noch eine Weile sprachlos sitzen. Dann hörte man hier und da einen Seufzer, und es war der Frosch, der begeistert ausrief: „Wir hatten ja die Nachtigall vergessen! Wer so schön singen kann, muß König der Nacht sein", und er schielte verächtlich zur Eule hinüber, deren Augen blitzten. Mit gesträubtem Gefieder ging sie auf den Frosch los: „Ziehe du dich erst an, du Nacktfrosch! Du hast weder Federn noch Haare bekommen und reißt das Maul auf, als wärst du wie ein Fürst gekleidet."

Darüber mußten nun alle lachen. Da sprach die Eule schnell: „Was sollen wir mit einem König, der fortwährend singt und uns dadurch unsere Pflichten und Aufgaben vergessen läßt?"

„Was ist denn los?" fragte die Nachtigall von oben. Der gekränkte Frosch quakte ihr kurz zu, worum es sich handele, und fügte hinzu: „Du sollst unsere Königin sein!"

Die Eule schnaubte vor Wut.

Die Nachtigall lachte: „Nein, ich will nicht; was liegt mir daran, Königin zu sein. Ich will nur singen zur Ehre Gottes! Hört ihr

zu, so soll es mir recht sein, und hört ihr nicht zu, so läßt es mich kalt. Auf Wiedersehen!" Sie flog davon und suchte sich einen ruhigeren Ort im duftenden Wald.
„Aber wir geben dir trotzdem den Titel!" riefen ihr die Tiere, außer der Eule, nach. Und so wurde die Nachtigall Königin der Nacht.
Die Eule war zu klug, um sich dagegen aufzulehnen, und sprach: „Die Nachtigall soll also Königin der Nacht sein, aber nur der Sommernacht."
„Wie? Was?" fragten die Tiere erstaunt, „gibt es denn noch eine andere Nacht?"
„Jawohl," sagte die Eule, „die Winternacht."
„Was ist das?" fragte die Grille, die noch nie so lange geschwiegen hatte. „Das ist so", sagte die Eule. „Ich habe in den Sternen gelesen, daß nach dem Sommer der Winter kommt; dann fällt das Laub von den Bäumen, dann welken und faulen die Blumen, dann kommen Regen, Schnee und Eis, und der große Schatten senkt sich auf die Erde. Dann werden die Nachtigall und viele andere in das Land der Sonne ziehen, bis wieder ein neuer Frühling kommt. Wer wird in dieser bösen Zeit, wo es nichts mehr zu fressen gibt, unser König sein? Wer?"
„Du!" rief das Karnickel schnell, aus Angst, noch schlimmere Dinge hören zu müssen. Alle bekamen es mit der Angst zu tun und riefen: „Du! Du!" Sogar der Frosch, aber der tat es nur aus Angst, wieder verspottet zu werden.
Die Eule spreizte ihre Flügel, dankte und lobte die kluge Einsicht der Tiere. Sie lud sie alle ein, sie im Winter in ihrem Palast zu besuchen, wo sie miteinander lustig sein wollten. Alle jubelten und geleiteten die Eule im feierlichen Zug zur Kopfweide unter der Führung des Frosches. Die Eule beschloß den Zug, stolz und aufrecht, mit weit aufgerissenen Augen ...

Tief im Walde sang die Nachtigall ihre goldenen Lieder.
Sie sang jede Nacht, und immer lauschten viele Tiere ihrem Gesang und waren von dieser Himmelsmusik entzückt.

Aber die Eule dachte an den nahenden Winter und sah mit Freude, wie die Jahreszeiten wechselten und die Tage kürzer wurden.
Endlich fing das Laub an zu fallen, und zum erstenmal welkten die Blumen. Der dunkle Schatten schob sich unheilverkündend über die Erde, begleitet von bösen Winden, Nebel und Regen. Alle, die aus Notdurft oder Angst den Winter fürchteten, flüchteten vor der Gefahr: einige flogen über das Meer, der Sonne nach, andere verkrochen sich tief ins Wasser oder in die Erde. Als alle Gräben voll Wasser standen, kam der Frost, und der Schnee breitete eine eintönige Decke über das Land.
Die Eule lachte und sprach: „Jetzt ist die Zeit gekommen, in der ich Königin bin!"
Sie wartete lange, aber niemand kam.
‚Sie sind zu schüchtern und wagen sich nicht zu mir, ich werde sie selbst holen', dachte sie.
Sie flog mit breiten Flügelschlägen in die Nacht hinaus. Die Winternacht war schön mit dem aufsteigenden weißen Mond. Ein Palast aus Kristall und Silber, und die Eule als Königin darin, welch ein Ruhm! Stolz und froh klopfte sie an die Kopfweide, in der die Fledermaus hauste: „Ich bin die Königin Eule!" Keine Antwort. Sie trat ein. Mit ihren leuchtenden Augen erkannte sie die Fledermaus, die wie eine ausgezogene Jacke schlafend oben in einer Ecke hing. Alles Rufen, Schütteln und Kitzeln nützte nichts. Sie hing schlafend an der Decke in ihrem zusammengefalteten Schirm und rührte sich nicht.
Verstimmt flog die Eule davon zum großen Wasser, das zugefroren war: „He! Frosch! alter guter Freund! Ich bin die Eule, warum besuchst du mich nicht einmal? Ich bin die Winter-Königin!" „Viel Spaß dabei", quakte der Frosch unter dem Eise. „Warum rufst du mich, du weißt doch, daß ich nicht kommen kann. Ich bin dir ja auch viel zu nackt, du hast es selbst gesagt! Gute Nacht!" Die Eule verwünschte den Frosch und rief: „Das wird dir schlecht bekommen! Ich werde dich und dein Geschlecht bis ins letzte Glied verfolgen, zerfleischen und verschlingen. Du

Nacktfrosch, du Wasserblase, du Großmaul! Du bist schuld daran, daß ich nicht Sommer-Königin geworden bin, und nun verhöhnst du mich noch in meiner Einsamkeit. Warte nur!"
Die Eule klopfte noch an viele Türen, aber niemand hatte Lust mitzugehen.
Wütend flog sie zurück zu ihrem Baum und wartete rachedurstig auf den schönen Frühling.
Als dieser endlich gekommen war und die jungen Frösche mit ihrer heiseren Stimme die stille Welt der Buchen belebten, zerstörte die Eule ihre Freude, schleppte die nackten Gesellen weg und verschlang sie ohne Mitleid.

Aus dem neuen Buche „Die bunte Schüssel"
Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens

*

Egon Caesar Conte Corti

Kaiserin Charlotte bei Napoleon und Eugenie

Das mexikanische Kaiserpaar ist über den gründlichen Wechsel der Szenerie in Europa nicht genügend unterrichtet. Solange Napoleon III. in der auswärtigen Politik nur Erfolge aufzuweisen hatte, ist es im Innern seines Reiches verhältnismäßig ruhig geblieben. Nun, da sich durch das Auftreten Preußens am Napoleonischen Himmel dunkle Wolken zusammenballen, geht es auch mit dem Frieden im Innern bergab. Die Partei Thiers und die Opposition erstarken, und sogar im Schoß der kaiserlichen Familie herrschen Meinungsverschiedenheiten über den einzuschlagenden politischen Kurs. Während sich allerorts Schwierigkeiten türmen, hat der Kaiser persönlich an Widerstandskraft stark eingebüßt. Er besitzt nicht entfernt jene Spannkraft, die seinem großen Oheim eigen war und diesen befähigte, gerade in Zeiten höchster Anforderungen Unbegrenztes zu leisten. Napoleon III. fühlt sich müde, er klagt, daß „die unaufhörliche Arbeitslast" ihn

töte. Das Leiden, dem er einst erliegen soll, kündet sich schon an. Die ununterbrochenen Liebesaffären des Kaisers zehren an seiner Kraft. Nervöse Erregbarkeit, Müdigkeit und körperliches Unbehagen erschweren ihm ein klares Urteil über den Verlauf der Dinge.
„Mit meinem Gemahl", klagt die Kaiserin dem Botschafter Metternich, „geht es seit fast zwei Jahren bergab. Er kümmert sich kaum mehr um Regierungsdinge und widmet seine ganzen Kräfte der Arbeit an seinem ‚Julius Cäsar'. Er ist nicht einmal imstande, die Sitzungen des Ministerrates zu leiten und kann kaum gehen, nur wenig essen und gar nicht schlafen." Kein Wunder also, daß Napoleon in den Schatten tritt, als ein großer Staatsmann wie Bismarck einzugreifen beginnt und ihn unter unklaren Versprechungen zu der gewünschten Neutralität in dem Entscheidungskampfe zwischen Preußen und Österreich um die Vorherrschaft in Deutschland zu bewegen vermag. Nun will Napoleon nur noch möglichst schnell aus dem mexikanischen Sumpfe heraus. Gutierrez und Genossen haben ausgespielt.
Auch die Kaiserin Eugenie sieht ein, daß sie in ihrer einstigen Begeisterung für Mexiko eine Lage geschaffen hat, die bei dem in Europa heraufziehenden Gewitter sehr bedenklich ist. Hat sie sich über die Dinge in dem fernen Mexiko kein Urteil bilden können und sich auf irreführende fremde Darstellungen verlassen müssen, so übersieht sie hier in Europa die Lage richtig. Gefühlsmäßig weiß sie, daß in Preußen eine Meisterhand waltet und dort ein Feind drohend emporwächst, dem man nicht bald genug entgegentreten kann. Während der Kaiser mit dem gewissen Siege Österreichs rechnet, zweifelt sie daran und will zur Sicherheit mit diesem Staate gegen Preußen gehen, um zu verhindern, daß sich dieses später mit Lorbeer umwunden und neugestärkt gegen das französische Kaiserreich wende. Napoleon glaubt noch die Rolle des Schiedsrichters spielen zu können. Da kommt es zum Kriege und zum Niederbruch der tapferen österreichischen Armee bei Königgrätz. Auf diese Nachricht ruft der französische Kriegsminister erregt aus: „Wir sind es, die da geschlagen wurden."

Mit einem Schlage macht Napoleons Zuversicht vollem physischen und moralischen Zusammenbruch Platz. Was ist die Folge? Nach langem Schwanken entschließt er sich für die Politik der Tatenlosigkeit. Er hört nicht auf Eugenie, die zum Kriege, zum Handeln rät. Einmal schon ist er ihren Ratschlägen bedingungslos gefolgt und damit in Mexiko in ein dornenreiches Abenteuer, in schwere Verlegenheiten, in völlig vergebliche Geld- und Blutopfer gestürzt worden. Dieser Fehlschlag hat Napoleons Vertrauen in den politischen Weitblick seiner Gemahlin schwer erschüttert. Wieder rät sie zur Tat, ein zweites Mal aber will Napoleon sich von Eugenie nicht mehr raten lassen.

Diesmal aber ist der Rat der Kaiserin für Frankreich der einzig richtige. Erschüttert sieht Eugenie, daß ihr Gatte nicht mehr auf sie hört: „Mein Wort hat kein Gewicht mehr," sagt sie, „ich bin fast allein mit meiner Ansicht, man übertreibt die Gefahr von heute, um sich besser die von morgen zu verbergen ... Wir gehen unserem Verderben entgegen, und es wäre das beste, wenn der Kaiser auf einige Zeit wenigstens verschwände."

Während sich dieser Kampf am Napoleonischen Hofe abspielt, machen die Preußen ganze Arbeit. Trotz des österreichischen Erfolges von Custozza und des Seesieges von Lissa an der Front gegen Italien kommt ein schneller, Österreich höchst ungünstiger Friede zustande, bei dem Napoleon mehr oder weniger zur Seite geschoben wird. Der Kaiser der Franzosen hofft aber immer noch seine Ansprüche auch ohne einen Krieg geltend machen zu können. Angstvoll sieht er der weiteren Entwicklung der Verhandlungen entgegen.

In diesen sorgenvollen Tagen trifft plötzlich die Nachricht von der Ankunft der Kaiserin Charlotte in Europa ein. Sie ist nach glücklich zurückgelegter Fahrt, auf der sie sich meist ernst und in sich gekehrt, zeitweilig auch finster und nervös zeigte, im französischen Hafen St. Nazaire angekommen. Erst dort hat sie die erste Kunde von dem Ausbruch und auch schon dem Ausgang des Krieges zwischen Preußen und Österreich erhalten. Die Nach-

richt von Königgrätz erregt die 26jährige, anmutig zarte Frau, die vor einer so schweren Aufgabe steht, im höchsten Maße; sie fühlt, daß diese Erniedrigung Österreichs bei Kaiser Napoleon die Rücksichtnahme auf diesen Staat stark herabstimmen muß und daß ihm nun Sorgen erwachsen, die ihn doppelt bedenklich machen müssen, zugunsten Mexikos neue Lasten auf sich zu nehmen. Doch was hilft es, die tapfere junge Frau ist nun einmal da und fest entschlossen, ihre Wünsche durchzusetzen.

Blitzschnell verbreitet sich die Nachricht von dem Eintreffen Charlottens. Eine große Menschenmenge versammelt sich am Kai, und der Bürgermeister erscheint erschrocken, um die Kaiserin zu begrüßen. Er hat gar keine Nachricht bekommen, daß die Kaiserin erwartet wird, und hat ihr daher auch keinen würdigen Empfang bereiten können. Nicht einmal eine mexikanische Fahne gibt es, im ganzen Ort ist keine solche aufzutreiben. Kaiserin Charlotte ist entrüstet:

„Ich danke, Herr Bürgermeister," sagt sie spitz, „aber wieso ist der Präfekt nicht da, um uns ein Willkommen zu bieten? Keine Truppe hat uns eine Ehrenbezeugung geleistet. Ich will nur telegraphieren, und dann führen Sie mich sofort zum Bahnhof, denn ich muß den Kaiser schon morgen sehen."

Drei Telegramme gehen ab. Je eines nach Brüssel und Wien mit der Mitteilung, Charlotte könne in Österreich und Belgien wegen der Haltung der dortigen Regierungen keinen Besuch abstatten. Es ist dies eine offene Beleidigung der beiden Höfe. Napoleon telegraphiert sie kurz: „Ich bin heute in St. Nazaire angekommen, mit dem Auftrage des Kaisers, Euer Majestät über verschiedene, Mexiko betreffende Angelegenheiten zu sprechen. Ich bitte Sie, Ihre Majestät meiner Freundschaft zu versichern und an das Vergnügen zu glauben, das mir das Wiedersehen bereiten wird. Charlotte."

Erschrocken und peinlich berührt, hält der Kaiser der Franzosen kurz darauf die unerwartete Nachricht in Händen. Auch das noch! Zu all den Sorgen und Aufregungen, zwischen Kriegs-

freunden und Kriegsgegnern vor schwerwiegende Entscheidungen gestellt und von körperlichen Schmerzen gepeinigt, kommt noch diese Verlegenheit. Doch die Kaiserin ist nun einmal da, was tun? In dem Bestreben, das Peinliche und Unangenehme möglichst lange hinauszuschieben, legt Napoleon ihr nahe, zunächst zu ihrem Bruder nach Brüssel zu gehen.
Bald überfliegt Charlotte aufgeregt die kaiserliche Antwort: „Ich erhalte eben die Depesche Eurer Majestät. Leidend von Vichy zurückgekehrt, gezwungen, das Bett zu hüten, bin ich außerstande, Ihnen entgegenzufahren. Wenn, wie ich vermute, Euer Majestät zuerst nach Belgien gehen, werden Sie mir Zeit zu meiner Wiederherstellung geben. Napoleon."
Diese Art und Weise, zu sagen, man sei nicht zu Hause, und der plumpe Versuch, sie abzulenken, zeigt der Kaiserin deutlich, welch unangenehme Überraschung ihre Ankunft für Napoleon bildet. Aber fest entschlossen, den Kaiser um jeden Preis, und zwar möglichst bald, zu sehen, setzt sie ihre Reise nach Paris fort.
Um vier Uhr nachmittags kommt sie in der Hauptstadt an. Dort erwarten sie der Adjutant und die Ordonnanzoffiziere des Kaisers Napoleon sowie die bereitgestellten Hofwagen durch Zufall an einem falschen Bahnhof. Nur die von Almonte avisierten Mexikaner finden sich am richtigen Platz ein, darunter Gutierrez mit seinen Söhnen. Hidalgo ist natürlich nicht anwesend, er hält sich fern von Paris und macht eine Rheinreise. Die Kaiserin begibt sich in geheimer Sorge, daß dieses Mißverständnis vielleicht eine absichtliche Umgehung des Empfanges am Bahnhof vorstellen solle, in einem Mietwagen ins Grand Hotel. Kaum ist sie dort angekommen, als die inzwischen verständigten Sendlinge Napoleons in Aufregung und Bestürzung herbeieilen und sich in tausend Entschuldigungen ergehen. Ein Generaladjutant fragt auf Eugeniens Befehl an, zu welcher Stunde es Charlotte am folgenden Tage genehm sein würde, sie zu empfangen.
Sie will ihrem Gemahl das Peinliche des Besuches abnehmen,

kann sich jedoch nicht enthalten, gleich auch mit schlecht verhehlter Neugierde fragen zu lassen, wie lange die Kaiserin bleiben werde. Charlotte erwidert, sie würde Eugenie zu jeder Stunde, die ihr gelegen wäre, mit Vergnügen empfangen; im übrigen gedenke sie in Paris zu bleiben, da sie keine Familien- noch andere Interessen in Europa habe. Die Offiziere verbeugen sich und kehren in das Schloß zurück, um dort die Antwort zu melden.

Am 10. August früh läßt Charlotte eifrigst alles vorbereiten, um die Kaiserin gebührend zu empfangen und, wie sie sagt, „gleichzeitig die gute Erziehung des Hofes in Mexiko ins rechte Licht zu setzen". Sie hört, daß Kaiserin Eugenie um zwei Uhr nachmittags aus St. Cloud kommen werde.

Um die Zeit bis dahin möglichst auszunützen, läßt Kaiserin Charlotte den General Frossard kommen, der einer der ersten war, die sich in den aufgelegten Besuchsbogen eintragen ließen. Sie erinnert ihn an die Abmachungen von Miramar und läßt ihm keinen Zweifel darüber, daß Frankreich das mexikanische Kaiserreich nicht verlassen könne, ohne seine Fahnen zu beflecken und seine Untertanen in Mexiko der Vernichtung zu weihen. Dann gibt sie ihm ein Memoire zu lesen und zeigt ihm die Karte Mexikos, auf der die militärischen Fortschritte der Juaristen mit erschreckender Deutlichkeit eingezeichnet sind.

Das ganze Memoire ist eine flammende Anklage gegen Bazaine und alles, was er getan; da er aber meist nur als gehorsamer Soldat die Befehle seines Kaisers durchgeführt hat, was natürlich Napoleon selbst am besten weiß, während Maximilian von des Franzosenkaisers Schriftwechsel mit Bazaine keine genaue Kenntnis hat, so muß Napoleon folgerichtig alle Anklagen dieses Memoires auf sich beziehen. Der Inhalt dieses Schriftstückes, das ihm Frossard übermittelt, ist nicht geeignet, Charlottens Aufgabe beim französischen Kaiserpaar zu erleichtern.

Am 10. August um zwei Uhr nachmittags fährt Kaiserin Eugenie mit ernstem Ausdruck, aber anmutig und trotz aller Sorgen in voller Gesundheit vor dem Grand Hotel vor. Sie hat schon vor

einem Jahre über die mexikanische Expedition das Kreuz gemacht. Nun gilt es, der Frau jenes Mannes, den sie damit fallen läßt, Auge in Auge gegenüberzutreten und Farbe zu bekennen. Der Gang wird ihr schwer genug. Wie ein Schleier liegt ein beklemmender Zug über ihrer jugendfrischen, blühenden Erscheinung. Die Kaiserin kommt mit großem Gefolge. Unten an der Stiege erwarten sie Charlottens Oberstkämmerer del Valle, Graf Bombelles und die Hofdame Donna del Barrio, eine kleine häßliche Mexikanerin, der man Maximilians Prädikat „delicios" nach europäischen Begriffen gewiß nicht zubilligen kann. Minister Castillo verbleibt als Mitglied der mexikanischen Regierung, um seine Würde zu betonen, oben bei der Kaiserin Charlotte. Diese geht ihrem erlauchten Gast entgegen und begrüßt sie auf den ersten Stufen der Treppe mit Umarmung und Kuß. Eugenie wird sodann in den Salon geleitet, wo die beiden Kaiserinnen allein bleiben. Charlotte entwickelt nun in bewegten Worten ihre und ihres Gatten schwierige Lage in Mexiko, versucht Eugenie bei ihrer schwachen Seite, der Vorliebe für einzelne in Paris lebende Mexikaner, zu packen, und läßt sie den schwungvollen Appell lesen, den Gutierrez neuerdings an Kaiser Napoleon gerichtet hat. Die Kaiserin der Franzosen weint zwar nicht, aber sie zeigt sich doch so bewegt, daß Charlotte, wie sie ihrem Gemahl berichtet, den Eindruck hat, daß ihr „die Tränen übers Herz rollen". Eugenie spricht wenig und hört ihre unglückliche Schwester mit größter Teilnahme an. Als die schwersten Sorgen vorgebracht sind und sie auf die ganz neue politische Lage Europas hingewiesen hat, geht Eugenie mit großer Lebhaftigkeit auf mehr gleichgültige Dinge ein und gibt ihr „nach wie vor reges Interesse für Mexiko" kund. Insbesondere will sie wissen, wie es dem Kaiser gehe und interessiert sich für alle Einzelheiten der Hofhaltung in Mexiko, so für Soireen und Festlichkeiten, endlich auch für die Villa in Cuernavaca. Kaiserin Charlotte bemüht sich in ihren Antworten, ihrer Partnerin über alles in Mexiko nur die „großartigsten Begriffe" zu vermitteln. Schließlich aber

kommt Charlotte doch wieder auf das Hauptthema zurück. Gut, ja, das europäische Gleichgewicht ist gestört; aber das Werk Frankreichs drüben in der Neuen Welt ist noch längst nicht vollendet. Man steigt die Stufen zum Ruhm leichter und schneller herab, als man sie erklimmt.
„Wie war das Wetter auf der Überfahrt?" weicht Eugenie aus.
„Gut. Wann darf ich den Besuch erwidern?"
„Übermorgen, wenn es Euer Majestät beliebt."
„Werde ich nicht auch den Kaiser sehen können?"
„Oh, dem Kaiser geht es noch immer schlecht."
„Ich bitte, den Besuch schon für morgen festzusetzen und Seine Majestät unbedingt zu verständigen. Ich muß ihn bestimmt sehen, denn wenn nicht, würde ich einfach zu ihm eindringen." Damit wendet sich Charlotte ab.
Betroffen und verlegen verläßt Eugenie die Kaiserin von Mexiko, die sie noch bis an die Treppe begleitet. Nachdenklich, mit vor Aufregung geröteten Wangen kehrt Charlotte in ihre Gemächer zurück. Der Leichtsinn, mit dem seinerzeit jene Frau, die sie soeben verlassen, den Anstoß zum mexikanischen Abenteuer gegeben hat, ist ihr erst in dieser Unterredung so recht zum Bewußtsein gekommen.
„Es fällt mir auf," schreibt Charlotte unmittelbar nachher an ihren Gemahl, „daß ich mehr von China weiß, als diese da von Mexiko wissen, wo sie eine der größten Unternehmungen wagten, in die sich die französische Fahne jemals eingelassen. Ich glaube zu erkennen, daß die Kaiserin viel von ihrer Jugend und ihrer Kraft verloren hat, seit ich sie zuletzt gesehen, und daß irgendein eingebildeter oder wirklicher Druck inmitten all ihrer Größe auf Napoleon und seiner Gemahlin lastet. Der Thron Frankreichs läßt die, die auf ihm sitzen, rasch altern, die Geschichte lehrt jedoch, daß diese kriegerische Nation ebenso wie die Glücksgöttin niemandem mehr zulächelt als der Jugend ..."
Kaiserin Eugenie ist sorgenvoll nach St. Cloud zurückgekehrt. Den Verzicht Charlottens auf eine persönliche Aussprache mit Napoleon hat sie nicht erreicht. Sie muß es nun auf sich nehmen,

ihrem Gemahl zu sagen, daß sie ihm den drohenden Besuch der Kaiserin von Mexiko nicht ersparen kann. Das fällt ihr um so schwerer, als Benedetti, der Gesandte Frankreichs am preußischen Hof, eben am 10. August in Paris angekommen ist. Er meldet seinem Souverän Bismarcks ernsten Kriegswillen für den Fall, daß Napoleon auf seinen territorialen Forderungen bestehe, und stellt den Kaiser vor den schweren Entschluß, unvorbereitet einer siegreichen Armee gegenüber das Schwert zu ziehen oder aber nachzugeben. Eugenie, die auf aktive Politik hinarbeitet, ist es höchst unlieb, daß die Ankunft Charlottens Napoleon an die mexikanische Unternehmung erinnert, durch die sie sich so kompromittiert fühlt. Aber was soll sie tun? Die Kaiserin Charlotte hat ihren Entschluß, Napoleon auf jeden Fall zu sprechen, ja in sein Gemach einzudringen, unzweideutig und höchst energisch kundgegeben. So vergeht denn der 10. August im Schloß von St. Cloud in unbeschreiblicher Aufregung und Nervosität unter Kommen und Gehen der Diplomaten und Generale, unter Hin- und Herschwanken, ohne daß man zu einer endgültigen Entscheidung gelangt wäre.

Am folgenden Tage, dem 11. August 1866, mittag, holt ein à la Daumont bespannter kaiserlicher Wagen Charlotte aus dem Grand Hotel zur Fahrt nach St. Cloud ab.

Als die Kaiserin, in langem, schwarzem, noch von der Reise etwas zerknittertem Seidenkleid und großem, weißem Hut an der Schwelle des Hotels erscheint, um den Wagen zu besteigen, wird sie von einer dichten Menschenmenge begrüßt. Auf der ganzen Fahrt wiederholen sich die Zurufe. Charlotte, die immer nur von der Abneigung der französischen Bevölkerung gegen Mexiko gehört hat, ist davon sehr sympathisch berührt. Sie hat den Eindruck, man wünsche, es möge ihr in dieser für sie und ihren Gemahl so entscheidenden Stunde wohl ergehen. Trotz der Hitze, die an diesem Tage herrscht, hat die Kaiserin eine schwarze Spitzenmantille übergeworfen, an der sie nervös hin und her nestelt. Angst und Aufregung vor der Schicksalsstunde erfassen sie, das Blut dringt ihr zu Kopf, über und über rot im Gesicht,

zitternd und nervös ergreift sie den Arm Frau Almontes und preßt ihn wie hilfesuchend an sich. Mitleidsvoll bewegt sucht ihre Begleiterin sie zu beruhigen. Als der Wagen in den Park einfährt und die unter Trommelwirbel ins Gewehr tretende Schloßwache passiert, hat sie ihre Fassung wiedergewonnen. Mit anmutiger Verneigung grüßt sie die vom Turm herabwallende Nationalflagge.

Am Fuße der zu den Privatgemächern führenden Treppe hält der Wagen. Eine Abteilung der kaiserlichen Garde, ragende Gestalten mit historischen Bärenmützen, ist als Ehrenkompanie aufgestellt. Der ganze Hofstaat ist unten an der Treppe versammelt. Der kleine, damals zehnjährige Kronprinz eilt mit der Kette des mexikanischen Adlerordens um den Hals an den Wagenschlag und nimmt die Kaiserin an der Hand, um sie die Treppe hinaufzuführen, die beiderseits von einem Spalier martialischer „Cent gardes", der Leibwache Napoleons, eingesäumt ist. Oben an der Treppe erwartet sie Kaiserin Eugenie und geleitet sie nach dem Privatkabinett des Kaisers.

Sofort beginnt Charlotte:

„Sire, ich bin gekommen, um eine Sache zu retten, die die Ihrige ist. Hier ein Brief meines Gemahls, hier ein genaues Memoire über die Lage, da alle Dokumente, die die Finanzen betreffen. Ich bitte Eure Majestät inständig, rufen Sie den Marschall Bazaine ab, bezahlen Sie den Sold der Hilfstruppen weiter, belassen Sie das Expeditionskorps bis zur vollständigen Pazifizierung des Landes. Ich beschwöre Sie, verlassen Sie eine Sache nicht, die so innig mit Ihrem dynastischen Interesse verwoben ist. Denken Sie auch an die furchtbare Lage meines Mannes. Sie haben ihm doch versprochen, ihn niemals zu verlassen, Sie haben doch eine Ehre, ein Gerechtigkeitsgefühl, Sie können uns doch nicht beide mitleidslos in den Abgrund stoßen."

Herzbewegend vertritt Charlotte ihre Sache, durchdrungen von deren Gerechtigkeit und Größe, mit so heißer Seele, daß das französische Kaiserpaar, obwohl fest entschlossen, mit Mexiko ein

Ende zu machen, tief erschüttert verstummt. Kaiser Napoleon, kränklich und abgespannt, wie er ist, macht einen traurigen Eindruck. Gänzlich hilflos, wie jemand, der sieht, daß er zugrunde geht, blickt er zu seiner Gemahlin hinüber. Tränen rinnen ihm über die Wangen. Endlich ermannt er sich und stottert: „Es hängt nicht von mir allein ab, ich kann einfach nichts tun."
Kaiserin Charlotte mustert den Mann von oben bis unten; so also, denkt sie, erklärt sich die große Macht der Minister in Frankreich. „Aber Majestät, vergessen Sie denn ganz die ungeheuere Macht Ihres Vierzig-Millionen-Volkes, das die Vorherrschaft in Europa besitzt? Genießt Ihr Land nicht den höchsten Kredit der Welt, und hat es nicht immer nur siegreiche Heere zur Verfügung? Unter solchen Verhältnissen haben Sie doch kein Recht zu behaupten, Sie könnten bei den gewichtigen Interessen Frankreichs in Mexiko nichts mehr für das dortige Kaisertum tun."
Leidenschaftlich und erregt klingt die Stimme der verzweifelt kämpfenden Frau durch den Raum. Da geht zur Unzeit die Tür auf, und ein Diener erscheint, der auf einer silbernen Tablette eine Orangeade in geschliffener Glaskaraffe hereinträgt. Eine Hofdame, der das anderthalbstündige Gespräch schon zu lange dauert, hat der großen Hitze wegen diese Verfügung getroffen. Charlotte ist von der unerwarteten Störung überrascht, doch Kaiserin Eugenie bietet ihr mit verlegener Bewegung ein Glas zum Trunke. Mißtrauisch sieht Charlotte dies mit an. Sie weigert sich zuerst und scheint dergleichen mitten in einer so ernsten Unterredung unpassend zu finden. Als aber Eugenie ihr eifrig zuredet, nimmt sie langsam und zögernd einen Schluck. Dann aber kehrt sie gleich wieder zur Sache zurück:
„Nun sehe ich, wo die Schwierigkeiten liegen. Aber ich nehme die Minister auf mich, ich werde sie persönlich sprechen und sie bekehren."
„Versuchen Sie es, Majestät! Auch ich werde noch einmal mit meinen Ministern beraten, bevor ich endgültigen und unwiderruflichen Bescheid gebe."

Nach zweistündigem, leidenschaftlich geführtem Gespräch verläßt Charlotte das Kaiserpaar. Ihre hochgespannten Erwartungen sind zwar getäuscht, aber sie hegt noch einen leisen Hoffnungsschimmer, denn sie baut auf die Wirkung ihrer Aussprache mit den Ministern. Wie immer aber alles ausgeht, sie will weiter „arbeiten und arbeiten", um wenigstens ein ruhiges Gewissen zu haben, daß sie ihre Pflicht, soweit möglich, voll erfüllt hat. Dem französischen Kaiserpaar aber will sie zeigen, wer sie ist. Man hat in St. Cloud alles bereitet, um die Kaiserin glänzend zu bewirten, Charlotte lehnt jedoch die dringende Einladung der Kaiserin Eugenie ab und verlangt ihren Wagen. Die Kutscher, denen man gesagt, die Kaiserin bleibe zum Diner, haben ausgespannt und sind spazieren gegangen. Man muß sie erst suchen.
Ungeduldig tritt Charlotte von einem Fuß auf den anderen. Endlich ist es soweit, und sie kann fahren. Aufgeregt denkt sie an ihren Gemahl, der auf ihren Vorwurf der Feigheit hin in Mexiko in tausend Gefahren zurückgeblieben ist. Erschöpft, bleich und ermattet sinkt sie bei der Heimfahrt in die Kissen des Wagens zurück. Mühsam verhält sie die Tränen. Der Sturz aus tausend Hoffnungen ist zu jäh.

Aus dem Werk: Corti „Die Tragödie eines Kaisers"

*

Frans Eemil Sillanpää

Schneegestöber

Das Kind, ein Mädchen von sechs Jahren, das da eben allein in seinem Nest, der väterlichen Hütte, sitzt, hat das Gefühl, in diesem Herrgottsunwetter inmitten von etwas viel, viel Stärkerem zu sein als es selber, von dem es schließlich ganz zermalmt werden wird. Da sitzt es wie in der Schule und bekommt vom Lehrer eine Lektion für zeit seines Lebens.
Einen recht passenden Augenblick hat sich die Natur erwählt, um

sich ihrem willigen Schüler so zu zeigen, wie sie ist: ein Wesen, so hoch wie der Himmel, dabei ein bißchen einfältig und taub, das nicht reden kann, sondern bloß donnert und schnaubt, tost und rast, dazwischen mal still ist und ein wenig lächelt. Nicht, daß man dies Wesen richtig mit Augen sehen kann, aber im Innern nimmt man es wahr, ohne zu sehen – überall – über einem – hinter einem! Obgleich es nicht spricht, so geht doch allerhand in ihm vor, wie bei einem Taubstummen, was dann in unvermuteten Handlungen zum Ausbruch kommt. Man weiß nicht, warum und wann es wütend und erbost ist, aber man hat das Gefühl, es hat sich alles, was die Menschen je Böses getan, gemerkt, und da hilft auch das schlauste Parlamentieren nichts. Selbst der Vater kann dabei nichts machen, obgleich er doch so viel besser und älter als viele böse Menschen ist. Die verstorbene Mutter war freilich, wenn in des Vaters Abwesenheit ein Gewitter über der Hütte losprasselte, bange gewesen und hatte das Gesangbuch zur Hand genommen, – dasselbe Gesangbuch, aus dem später gelesen und gesungen wurde, als die tote Mutter selber weggeholt wurde zum Grab bei der Kirche.

Nun sitzt das Kind allein in der Hütte am Seitenfenster und schaut hinaus in das überwältigende Schneegestöber. Die Hütte liegt in dem äußersten Winkel von dem Ackergelände des großen Dorfes, wo sich dieser in den Wald vorschiebt. Hier kommen auch nicht alle Winde her, die allerschlimmsten auch jetzt nicht; aber gewaltige Schneewirbel gelangen dennoch von dem offenen Flurgebiet bis hierher, wo sie, vor Wald und Hüttenecken sich aufstauend, seltsame Figuren formen, wie sie die geschickteste Menschenhand nicht nachzubilden vermöchte. Es muß schon Mittagszeit sein, aber dem Kind kommt es vor, als wäre es dieselbe Stunde, da es erwachte. Schon da hatte über der Stube das gleiche weiße Licht, etwas Kühl-Schattenloses gelegen, unter dessen Einwirkung man gar nicht recht zum Aufwachen kam.

Draußen tobt das Schneewetter wie irrsinnig immer weiter. Es ist, als sänne es auf eine ganz unausdenkbar böse Tat, als käme

jener betrunkene Kerl des Wegs daher, der einmal mit dem Vater Händel hatte. Und der Vater ist fort. Jeden Morgen, wenn das Kind aufwacht, ist er fort. Daraus erwächst wenigstens so eine kleine unbewußte Spannung, die den ganzen Tag anhält. An einem Tag wie heute aber haben die vertrauten Gegenstände, die zum Vater gehören, etwas ganz Besonderes an sich; ein wenig hilflos wirken sie alle, als gehörten sie einem Toten an: die geteerten Stiefel auf dem Balken, die Mütze, die Jacke am Nagel neben der Stubentür. Als hätte das tobende Stürmen schon längst irgendwie den Vater vernichtet, und nur die paar Kleinigkeiten wären von ihm übrig geblieben. All die Dinge wissen das bereits, und daher ist eben alles, wie es ist. Gibt es denn auch keine Ainu mehr? Ainu ist heute früh ins Kirchdorf gegangen, unfaßbar lange ist das schon her. Ganz sicher ist auch sie nicht mehr da!

Und dem Kind ist zumute, als erwache es aus irgendwelchem langen Wahn zum Bewußtsein: es ist ja immer schon allein gewesen; der Vater und Ainu waren irgendein Traum, vor dem einem nun beim Erwachen graust. Ainu ist ihre Halbschwester; so hat sie oft sagen hören, ohne zu verstehen, was das heißt. Jetzt begreift sie es: das ist eben dies Gewisse ... Nicht der Sturm hat Ainu geholt, – nein, heute früh hat sie hier noch in der Hütte hantiert, und dann ist sie fortgegangen. Geflohen ist sie vor diesem Unwetter und irgendwohin entkommen; dort ist sie nun, vielleicht irgendwo, wo Sommer ist ... Aber den Vater hatte da schon der Sturm weggeholt, und mich haben sie hier eingesperrt! – Ainu hat das alles gewußt, als sie fortging dort den Weg ...

Im selben Augenblick ballt der Sturm an ebendiesem Weg den stiebenden Schnee zu einer hohen Säule zusammen, als wäre er des Kindes Gedanken gefolgt und bestätigte sie wild tobend: ‚Ja, ja, so ists! Glaubtest du etwa, es könne anders sein?' – Groß, ohne zu zucken, folgen die Kinderaugen dem Vorgang; die Schneewolke bewegt sich auf die Hütte zu und bildet vorm Kuhstall einen rasenden Wirbel. Es sieht aus, als verschwände sie im

Schlund eines Schneeungetüms, das die Kleine jetzt erst bemerkt. Vorhin war da nur Schnee, jetzt ist da der Rachen eines Untiers. Das ist dahin gekommen, um zu lauern, derweil sie da in ihren Gedanken saß. Es gleicht dem Kopf eines großen Fisches mit geöffnetem Maul, dessen Grund sie nicht sieht; nur dunkel unterscheidet sie eine breite Spalte. Das Kind starrt und starrt. Jetzt handelt es sich weder um den Vater noch um Ainu mehr – die gehören irgendwohin, ganz weit weg, wo es still und schön ist –, sondern darum, wie lange sie es fertig bringt, hier auf der Bank zu sitzen und unverwandt dorthinaus zu blicken. Hinter sich in die Hütte wagt sie nicht sich umzusehen –, darauf lauert ja gerade dieser immer weiter klaffende Schneerachen, der schlimmer noch als der Sturm ist, weil er so wild den allergrößten Schneewirbel hinunterschlang. Dieser Rachen ist das einzig wirklich Schlimme; selbst der Sturm stellt sich ja sozusagen auf seiten des Kindes, indem er versucht, mit immer neuen Wirbeln das Ungetüm zu bedecken. Wenn es bloß nicht anfangen wollte, dämmerig zu werden! Die Kleine spürt: die Dämmerung wird kommen, und zu dem Hinausstarren kommt noch das Warten auf den Vater, dies Warten, von dem sie weiß, es ist hoffnungslos. Bei dieser Vorahnung verziehen sich ihre Züge zu einem tränenlosen Weinen. Sie lauscht auf: die Katze, die sie ganz vergessen hat, erhebt sich von ihrem Ruheplatz auf dem Ofensims, springt herab und fängt an zu miauen, um hinausgelassen zu werden. Aber wieder wird ein großer Wirbel in den Schlund hineingedreht, und das kleine Mädchen wagt nicht, sich zu rühren. Ihr ist, als zeigten sich gerade die ersten Anzeichen der Tagesneige. – Und ist nicht der Schneerachen schon näher gerückt, während sie auf die Bewegungen der Katze lauschte? Das Herz kämpft gegen das Grausen an, und der Blick klammert sich immer fester an das vorm Kuhstall aufwachsende Schneegebilde, dessen scharfkuppiger Schwanz schon weit über den Acker hinausragt. Selten nur blinzelt das Auge, und dann benutzt die Dämmerung jedesmal die Gelegenheit und nimmt zu.

Und der Dämmerung ist man ausgeliefert. Sie ist so mächtig, daß man auch nicht im äußersten Winkel des Herzens sich einredet, es gäbe eine Rettung vor ihr, wenn sie groß und alles in Dunkel hüllend sich herabsenkt und eben erst Geschehenes ganz rasch in Vergangenheit verwandelt. Und doch ist die Dämmerung nicht etwas so Feindseliges und Strenges wie das Schneegestöber, sie kommt näher und näher, lind und weich, und ehe das Kind sichs versieht, weist sie bereits raunend den müd blickenden Augen die liebsten Erinnerungsbilder vor: um diese Stunde pflegte die verstorbene Mutter im Stall zu tun zu haben, und das Kind saß geborgen drinnen in der Hütte und wartete auf seine Milch. Zusammen mit der Katze, die auf dem Ofenrand schlief.

Auch jetzt miaut die Katze, und das kleine Mädchen fährt zusammen; allzu nahe waren die Bilder aus der Vergangenheit an sie herangetreten. Aber sie wagt doch nicht hinzugehen und das Tier hinauszulassen. Nachdem es eine Weile gewinselt, hört es auf und legt sich teilnahmlos auf den Fußboden. Es entgleitet allmählich der Aufmerksamkeit des Kindes, bleibt nur als schwache Vorstellung in dessen Bewußtsein, während das Auge wieder Schutz bei der Dämmerung sucht, bei der Dämmerung dieses Abends. Sie wächst mehr und mehr, und schließlich läßt die Spannung des Hinausstarrens nach, ohne daß das Kind selber es merkt, und löst sich. Die Züge des Schneeungetüms verwischen sich, das grauenerregende Wesen verschwimmt, es ist nur noch wie ein vor der Arbeit heimkehrender Tagelöhner, willenlos und schlapp.

Noch ist etwas von Spannung in der Dämmerung, wie sie da ihre eigenen Gedankenfäden spinnt, denen das Kind nur wie einem einlullenden Murmeln zu lauschen braucht, ohne nachzugrübeln, noch sich zu bangen. Die Katze ist auf die Bank gesprungen und hat sich neben das Kind gesetzt. Sie gibt schon einen guten Kameraden ab: mollig, heimelig und vertraut.

So in die Dämmerung hineinlauschend, verharrt die Kleine auf

ihrem Platz. Sie sieht Ainus Gestalt im Hof auftauchen, aber das rüttelt sie nicht weiter auf, obgleich es ein behagliches Gefühl ist. Die Katze läuft zur Tür, als Ainu kommt. Und schon erscheint im Hof eine zweite Gestalt: der Vater kehrt von der Arbeit heim. Die Lampe wird angezündet, und nun fängt der richtige Abend an, zu dem auch der Vater gehört. Er sagt, dort draußen finge der Schnee an, schon Wasser zu werden, aber er hätte ja allerdings heute ein tolles Unwesen getrieben. So plaudert der Vater mit seinen Kindern sogar übers Wetter, da er ja niemand Besseres zur Unterhaltung hat.

Die Sechsjährige geht auch noch mal auf den Hof hinaus, als es schon stockfinster ist. Nun läßt sie die Schrecken des Tages als angenehme Nachwehen ins Bewußtsein dringen. Um so vergnüglicher ist es dann, in die Hütte zurückzuspringen, dort den Schnee von den Schuhen zu kratzen und dicke kleine Schneebälle draus zu ballen.

Am nächsten Morgen scheint die Sonne. Der Schnee ist nach Mitternacht etwas gefroren. Zu dem Ungetüm vorm Kuhstall mit dem Rachen kann man jetzt, wo ein neuer Tag ist und die Verhältnisse ganz anders sind, hingehen und es auch aus der Nähe betrachten. Man kann auch irgendein Spielzeug von drinnen holen, es in eine passende Spalte unter das Schneedach stecken und dann in die Hütte zurücklaufen und vom Fenster aus nachsehen, wie es sich da macht ... Die Natur ist heute nichts weiter Absonderliches. Sie ist wieder dasselbe wie das Leben.

Aus dem Finnischen von Rita Öhquist

*

Ich kam an die Stätten meiner Geburt, und ich fragte: die Freunde meiner Jugend, wo sind sie? – –
Und ein Echo antwortete: wo sind sie? – –

Inschrift an einem Denkstein in Dinkelsbühl



Otto Rebelthau

Die Gräfin Mathilde von Toscana

Über die Gipfel der Apenninen geflogen, gab Föhn der Juninacht summenden Schauer, schroff fielen und wild die Matten ringsum im Gewog des Vorgebirgs in die Täler hinab, lagen gelb und verbrannt von sengender Hitze ums Schloß Canossa. Satt-gelbes Mondlicht quälte die Landschaft.

Anselm von Lucca, Beichtvater der Gräfin Mathilde, erhob sich vom Lager, es war erst gegen den Morgen, doch ihn verließ der Schlaf in der Kammer, weil ihm die Beichte der Herrin bevorstand. Wie er das Wecken im Kloster vernahm, kam ihm der Weckruf ins Ohr, den er als Knabe in Rom auf der Pritsche vernommen, wo er verstört dann von strohüberschütteten Brettern die Arme zur Kutte gereckt. Oft hatte die dornige Rute die Füße des Schläfers getroffen, der nicht sofort sich erhob. Mit bloßen Füßen mußten sie dann im Kloster Santa Maria in Rom, Hildebrand und der verderbte Freund Hugo Candidus, über die Steine, so kalt, durch den Kreuzgang, in dessen Mitte der Rasen lag, in die Kirche zum Frühamt, wo sie der Wunsch nach dem Morgentrank aufrecht erhielt, die noch unverständigen Herzen.

Anselm von Lucca trat auf den Hof. Da kamen die Mönche, gleich Schatten und nebeneinander zu zweit, aus der Tiefe des Klosters. Denn das lag ins Gestein eingehaun, es fand nicht mehr Platz auf dem Riff des Felsenschlosses Canossa, ein Turm nur zeigte es an, schmal unter den andern ragenden Türmen, die in die zerklüftete Landschaft warnten, die Türme des Schlosses, die Türme der Wächter.

Eng war der Hof und füllte sich bald. Es kamen auch aus den Quartieren, den leeren Zellen des Klosters, den Kellern der Burg, aus allen Winkeln des steilen Felsens, wo jeder Klafter bewohnt und benutzt war, die Ritter der Gräfin Mathilde, Gebieterin von Toscana, wohl hundert Mann, die Leibgarde, ausgesucht aus den Ländern wie des Heiligen Vaters Legaten. Auch kamen

viel Gäste, die Fremden von auswärts, und waren die frühe Messe lang nicht gewohnt. Bollwerk zwischen Rom und dem Reich war die Herrschaft der Gräfin. Wer sich Vorteil versprach und wer der rollenden Wucht der Ereignisse nah sein wollte, damit er dran teilnahm und am Verteilen, der kam hierher und fügte sich starr der Regel der mächtigen Freundin des Heiligen Vaters. Sie drängten sich dicht vor der Kirche. Die schien hinabzugleiten vom Fels, so nah an den Rand gesetzt; am Turm das Wappentier Petri, als Wetterfahne ein Fisch.

Leichter Morgen tat sich schon auf, der Mond verlor seine Herrschaft, als die Gräfin erschien und das erste Licht auf ihr braunes hartes Gesicht fiel.

Eine Bank nur stand in dem Kirchlein vor dem goldnen Altar und den heiligen Geräten aus Gold und den Bändern und Decken aus Seide, mit leuchtenden Steinen bestickt. Funkelnder Prunk war allein auf den Altar gehäuft. Karg war der Raum sonst. Die Ritter und Mönche konnten nur stehn.

Der Abt des Klosters vollzog den Dienst, Novizen und Kinder halfen, die Schellen zu läuten und die Geräte aus ihren Hüllen zu nehmen, das Buch aufzuschlagen. Schwer war die Luft von dem Kerzenrauch und den atmenden Menschen. Mancher der Gäste war wohl erstaunt ob der Strenge der Ordnung, erhob sich nur schwer, um niederzuknieen, ein um das andere Mal.

Doch allmählich wurden die Fremden bezwungen. Denn sie gewahrten die Tiefe der Demut, mit der die Gräfin der Messe Beispiel ergriff, daß es nicht Beispiel mehr war, sondern Wahrhaftigkeit; daß in Wahrheit der Leib des Herrn verwandelt tief in sie einging. Ihr Glaube schlug alle in Bann, die Fremden, die Ritter und Mönche; er machte sie alle beschämt.

Es dachte wohl einer:

„Lebt noch ein Fürst, der mächtiger ist? Ist sie von Gott nicht mit Kraft und Gesundheit bedacht? Ist sie nicht jung? Ist sie nicht reich wie niemand sonst auf der Welt? Ist ihr Verstand nicht geschärft, liest sie nicht Bücher und sitzt zu Gericht wie

ein Mann? – Dennoch liegt sie vor Gott auf den Knieen, als ob sie verarmt sei!"
Endlich wich die Bedrückung. Der Abt verhüllte den heiligen Leib. Flutendes Licht schwoll durchs offene Tor. Die Ritter und Mönche drängten zum Hof, die Fremden suchten ihr Lager noch einmal auf. Anselm von Lucca blieb, und Gräfin Mathilde blieb in der Kirche zurück!
Den Beichtvater schreckte die Stunde! Das war es, was immer ihn schreckte, wenn eben der Schlaf ihn verließ, die Beichte der Gräfin am Morgen. Wie sah er in diese todtraurig-glückstarke, herrschsüchtig-demütige Seele, wenn sie die Wünsche der Nacht von sich warf! Sie trug ein Bildnis in sich, das wollte sie zeigen und doch bedecken, das wollte sie tilgen, und das war doch die Rettung. Noch war ihr Glaube nicht rein, sie vermischte ihn noch mit den Brünsten; es verlangte sie noch, sie war noch nicht still.
Das beichtete sie mit schluchzender Stimme, und sie löste das Kleid, um zu leiden, wie auch die frühen Christinnen litten unter der Peitsche der Römer, daß ihre Inbrunst rein aus der Qual und geläutert hervorstieg ... löste das Kleid, daß es den Nacken entblößte, die Schultern, den Rücken und bis zu den Hüften hinabfiel, lehnte sich über die Bank und schloß die Augen und hielt die Hände ineinandergepreßt – inbrünstig bat sie um Strafe. Anselm von Lucca schlug zu. Ihm wuchs im Schlagen die Kraft, schwer schlug er zu mit der Geißel.

Mittag und der Empfang nicht vorüber! Ihr drohte die Kraft zu zerfallen. Bis auf den schmalen Hof stand die Menge vom Morgen an vor dem Saal des Gerichtes: Meldereiter von ihren Städten, neue Gäste, die Zeitung brachten aus allen Ländern der Erde, Unterführer und Baumeister, dunkelhäutige Edelsteinhändler und Elfenbeinschnitzer, arabische Geldverleiher. Sie hielt sich noch aufrecht, empfing Legaten aus Rom, entließ die letzten



Ablaßbrief um 1430

Besucher, unverwirrt den Schwarm auseinanderhaltend, mit ungeschwächtem Befehl.
Doch als auch die Mahlzeit vorüber war, spät schon am Nachmittag, stürzte in ihrem Schlafraum sie hin, das Gesicht in die Kissen gedrückt. Dienerinnen zogen die schweren Schuh von den Füßen, streiften das Kleid ab, die Haut des Rückens lag bloß, von Geißelhieben zerschunden, mit Schorfen und frischen Wunden bedeckt.
Salbe kam auf die feuchtenden Stellen, es raste der Schmerz. Sie griff an die Pfosten der Bettstatt, es perlte das Blut zu den Wunden; langsam schlich sich ein Zittern ganz durch den Leib. – Schwer von Genuß schlief sie ein.
Durch die offenen Türen kam Kühle des Abends. Hammerschläge auf hangende Balken im Turm des Schlosses hallten die Stunde. Dumpfe Gesänge entströmten dem Kloster. Wind fuhr die Hänge hinab, graublaue Kornfelder streichend, die er zu Wellen trieb, als wollten die Ähren zu Tal.
Wunderbar nach dem Schlaf gekräftigt, zog sich die Gräfin abendlich an, schlang Ketten aus schwarzen Perlen um ihre Arme, um ihren Hals Ketten geflochtenen Golds.
Sie ging durch schmalen Gang in den Raum der Geschäfte. Briefe bedeckten den Tisch, Regale trugen die Bücher: die Bibel, Dichter der heidnischen Zeit, Rechtssprüche, kirchliche Schriften. Zu ihr wurde der Pfarrer geführt der Stadt, die nah bei dem Schloß lag, der Pfarrer der Basilika des heiligen Prosperus in der Stadt Reggio. Der war gekommen mit seinem Weib.
Die Gräfin ließ die Besucher sich setzen, einen stämmigen Mann, nicht mehr jung, und seine bäuerische Frau, deren Gesicht überhaucht war von milchiger Blässe. Außerhalb des Empfanges war er bestellt für eine letzte Ermahnung.
Denn dem Befehl aus Rom widersetzte er sich. Das war ein Befehl, schon seit langem erlassen, doch niemals befolgt: daß die Pfarrer durch keine Heirat, von keinem Gedanken an eine Frau

in ihrem Amt geschwächt werden dürften, daß sie der Erbsünde Zorn nicht erreiche. – Jetzt hatte der Papst den Befehl aus der Tiefe seiner Gesichte und seines Willens zum Weltreich erneuert, um die Wächter zu schaffen über die Menschheit, die unbestechlichen Wächter, die nicht der Bedrückung des Tages und feindlicher Lust erlägen.
Zögernd fiel die Stimme der Gräfin, gebrochenen Klangs, in die Frage:
„Pfarrer, gehorchst du immer noch nicht? Läßt nicht vom Unrecht, bringst mit dir die Frau als Beweis deines Widerstands? Rührst deine ganze Gemeinde auf!"
Der Pfarrer hatte den Mut, die Entscheidung nicht zu verschleppen. Die Herrin, sie konnte ihn stürzen. Es half nur die Wahrheit, es half kein Ausweichen mehr, die Wahrheit nur konnte ihn retten.
„Mit einem Weibe zu leben, Gräfin Mathilde, das soll ein Verbot sein für die Armen im Geist; für die soll es gelten, die unserer Kirche ein Greuel sind, die in den Kneipen sitzen mit ihren Dirnen und das Gewand zum Entsetzen der Gläubigen tragen, die mit dem Geld ihrer Väter das Amt sich erkauften! – Lang lag es verschüttet, das schwere Verbot, nun hebt es sich wieder empor, trifft die, die längst schon gewandelt sind zu Kämpfern für den erwachenden Glauben. Nun trifft es alle und nicht nur die, für die es entstand. Unermeßliches Leid kommt über die Menschheit!"
Die Gräfin saß aufrecht, lehnte den Rücken nicht an. Ihr Gesicht bekam Flecken:
„Halbheit löscht doch die Sünde nicht aus! Halbheit kennt immer wieder den Ausweg. Es soll doch den Frieden dir bringen, wenn du gehorchst. Über der Qual der Natur sollst du stehn, daß du sie stillen kannst alle den andern. Ahnst du denn, Pfarrer, die Kraft, die in dir wohnen soll? Laß die Armen im Geist nur versinken, Gottes Strafe tilgt sie schon aus, aber die Reinen müssen erhöht sein. Wunschlos müssen sie sein, untadelig die Hände, die sie zur

Andacht falten. Sind sie voll Tadel, packt sie die Kleinheit des Kampfes, der um die Frau geht, dann zerrt sie der Wunsch zu Boden, ihr zu gefallen, ihr Genüge zu tun."
Die Frau erschrak, sie wollte die Antwort geben. Aber der Mann kam ihr zuvor:
„Wunschlos, untadelig? Gräfin Mathilde, wie lebe ich denn? Wo steht es geschrieben, daß ich nicht zeugen soll? Gott – ist denn Gott für den Tod, nicht für das Leben? Ist denn nicht das Gefühl, das den Menschen zum Menschen drängt, ebenfalls heilig, schließt sich auch da nicht die Seele auf, so daß sie weit wird zum Preise des Schöpfers? Dunkel wird unser Trieb, knechtet man ihn."
Das war die Antwort, so zum Ermüden gehört, so fern allem Glück, so mit Stumpfheit behaftet! Wenig half die Ermahnung, das freundliche Wort: niemand bekehrt sich in Freiheit zur Aufschau. Leidet sein Leib, so bietet die nackte Natur er zum Zeugnis an, daß er wie jene wächst, daß Gott auch jene schuf mit ihrer Brunst.
„Pfarrer, Heirat, das ist doch Sorge, das ist doch Güte für einen Menschen, das ist doch Teilung der Kraft und des Willens, das ist doch Raub an der Andacht. Andacht raubst du allen den Seelen deiner Gemeinde. Kommst du von deiner Frau aus gemeinsamer Kammer, löschst du die Weihe des Altars aus."
Trauer und Bitterkeit packten den Pfarrer:
„Jung bist du, Gräfin Mathilde, bist noch nicht dreißig Jahr, verhärtest dich so! Stöhnt doch seit jenem Verbot vor Kummer die Welt! Rotten sich Zweifler zusammen, die Nächte sind schlaflos, krümmt die Natur sich vor dem Befehl, zuckt voller Schmerzen, schlägt aus, erhebt sich zu rasendem Aufstand! Freude fällt von den Menschen, Angst treibt sie zur Hast, die Speise schmeckt ihnen nicht, der Trank nicht, die Ruhe des häuslichen Herds ist zerstört. Ruft doch Paulus dir zu: ‚Ist die Enthaltsamkeit über die Kraft, so laß sie freien; Freien ist besser als Qualen der Brunst!' – Dunklen Wolken gleich liegen die Hände des

Papstes auf uns. Gräfin Mathilde, du, seine Dienerin, die du die Burgen für seinen Schutz baust, suche den Ausweg für uns!"
Schwer waren die Augen der Gräfin:
„Wer soll dir denn glauben, daß du erbebt bist, daß du die Ruhe erflehst, daß Gottes Sohn für uns litt, wenn deine Kleinheit gegen dich zeugt, die immer um dich ist, dein mangelnder Wille zur Überwindung? Größere Seelen als deine verlangt der Heilige Vater, nicht mehr gehemmte, nicht vom Alltag beschmutzte!"
Der Pfarrer rief:
„Bedenkst du denn, Gräfin Mathilde, daß ich nicht allein bin, nicht mein Gewissen allein, das sich wehrt in Verzweiflung?! Tausende trifft wie mich das Verbot, Tausende Frauen und Kinder und frohe Gemeinden weit in den Ländern des Glaubens! Aufstand des Blutes wird furchtbar genährt, es verkümmert die Andacht! Sehnsucht treibt uns zum König, sei er auch noch so verderbt; er tötet das Leben nicht, tötet nicht Gottes Natur! – Das Reichskonzil trat nicht zusammen, weil die Pfarrer nicht glaubten, daß das Verbot ein Gottesbefehl sei! Mag doch die Kraft des Heiligen Vaters an uns zerschellen!"
Tränen netzten die Augen seiner gequälten Frau:
„Was will denn Papst Gregor? Was will der furchtbare Mann? Erntet er nichts doch als Kummer mit seinen Verboten! Stehn wir Fraun nicht am Herd und füllen den leeren Topf dem, der vorüberkommt, jedem der Armen? Pflegen wir nicht die Kranken und Siechen? Hängen dem Manne nicht an, dem Einen, wie es geschrieben steht? – Es ist nicht von Gott, was der Heilige Vater befiehlt!"
Fassungslos, völlig verwirrt brach sie aus:
„Papst Gregor selbst – lebt er nicht selbst in Schuld? – Lebt er nicht selbst mit einer Frau?"
Hart griff sie der Pfarrer am Arm, sie wimmerte leise:
„Es ist doch wahr!"
Die Augen brannten im blassen Gesicht ihres Mannes, als er sein Urteil empfing:

„Pfarrer, so wirst du bald selbst schrein, unbelehrbar, verloren!“
Die Gräfin stützte sich, als sie aufstand:
„Der Zutritt zur Kirche wird dir verwehrt! Dein Amt wird vergeben!“

Wie ein Schrei war ihr Brief an den Heiligen Vater.
„Ich bin gerüstet, was immer auch kommen mag! Nie ist ein Auftrag zu groß! Schande wär es für mich, könnte man sagen, ein Weib gäb mit Dingen sich ab, für die es nicht tauge, wolle den Fürsten nur spielen!“
Sie schrieb im Lichte der Kerzen:
„Selber schreibst du, du müßtest täglich die Ängste und Nöte eines kreißenden Weibes erdulden? Du bätest Jesum darum, Er möge dich auslöschen oder ein Zeichen dir setzen, daß dein Leben nutzbringend sei? – Der Tag wird kommen, da du die Könige alle bekehrst und alle das Kreuzbanner tragen. Daß sie dir folgen zum Grab des Erlösers, damit die Fahne über Jerusalem weht. Vorher bricht vieles zusammen! – Bitte Jesum um Stärke!“
Und sie dachte, was bisher geschehn, sei nur unendlich gering. Sie schloß den Bericht: „Mathilde, ist sie von Rang, so von Gottes Gnaden. Canossa, im Juni.“

Aus dem Roman „Der Ritt nach Canossa“

*

Ick lew wat fin is
Wenn 't ock nich min is,
Wenn 't ock min nich warden kann,
Hew ick doch min Freude dran.

Plattdeutscher Spruch

*

Friedrich Hölderlin

An den Äther

Treu und freundlich, wie du, erzog der Götter und Menschen
Keiner, o Vater Äther! mich auf; noch ehe die Mutter
In die Arme mich nahm und ihre Brüste mich tränkten,
Faßtest du zärtlich mich an und gossest himmlischen Trank mir,
Mir den heiligen Othem zuerst in den keimenden Busen.
Nicht von irdischer Kost gedeihen einzig die Wesen,
Aber du nährst sie all mit deinem Nektar, o Vater!
Und es drängt sich und rinnt aus deiner ewigen Fülle
Die beseelende Luft durch alle Röhren des Lebens.
Darum lieben die Wesen dich auch und ringen und streben
Unaufhörlich hinauf nach dir in freudigem Wachstum.

Himmlischer! sucht nicht dich mit ihren Augen die Pflanze,
Streckt nach dir die schüchternen Arme der niedrige Strauch nicht?
Daß er dich finde, zerbricht der gefangene Same die Hülse,
Daß er belebt von dir in deiner Welle sich bade,
Schüttelt der Wald den Schnee wie ein überlästig Gewand ab.
Auch die Fische kommen herauf und hüpfen verlangend
Über die glänzende Fläche des Stroms, als begehrten auch diese
Aus der Wiege zu dir; auch den edeln Tieren der Erde
Wird zum Fluge der Schritt, wenn oft das gewaltige Sehnen,
Die geheime Liebe zu dir sie ergreift, sie hinaufzieht.

Stolz verachtet den Boden das Roß, wie gebogener Stahl strebt
In die Höhe sein Hals, mit der Hufe berührt es den Sand kaum.
Wie zum Scherze, berührt der Fuß der Hirsche den Grashalm,
Hüpft, wie ein Zephir, über den Bach, der reißend hinabschäumt,
Hin und wieder und schweift kaum sichtbar durch die Gebüsche.
Aber des Äthers Lieblinge, sie, die glücklichen Vögel
Wohnen und spielen vergnügt in der ewigen Halle des Vaters!
Raums genug ist für alle. Der Pfad ist keinem bezeichnet,

Und es regen sich frei im Hause die Großen und Kleinen.
Über dem Haupte frohlocken sie mir, und es sehnt sich auch
mein Herz
Wunderbar zu ihnen hinauf; wie die freundliche Heimat,
Winkt es von oben herab, und auf die Gipfel der Alpen
Möcht ich wandern und rufen von da dem eilenden Adler,
Daß er, wie einst in die Arme des Zeus den seligen Knaben,
Aus der Gefangenschaft in des Äthers Halle mich trage.
Töricht treiben wir uns umher; wie die irrende Rebe,
Wenn ihr der Stab gebricht, woran zum Himmel sie aufwächst,
Breiten wir über dem Boden uns aus, und suchen und wandern
Durch die Zonen der Erd, o Vater Äther! vergebens,
Denn es treibt uns die Lust, in deinen Gärten zu wohnen.
In die Meeresflut werfen wir uns, in den freieren Ebnen
Uns zu sättigen, und es umspielt die unendliche Woge
Unsern Kiel, es freut sich das Herz an den Kräften des Meergotts.
Dennoch genügt ihm nicht; denn der tiefere Ozean reizt uns,
Wo die leichtere Welle sich regt – o wer dort an jene
Goldnen Küsten das wandernde Schiff zu treiben vermöchte!

Aber indes ich hinauf in die dämmernde Ferne mich sehne,
Wo du fremde Gestad' umfängst mit der bläulichen Woge,
Kömmst du säuselnd herab von des Fruchtbaums blühenden
Wipfeln,
Vater Äther! und sänftigest selbst das strebende Herz mir,
Und ich lebe nun gern, wie zuvor, mit den Blumen der Erde!

Bücher aus dem Insel-Verlag



Die hier aufgeführten Bücher sind durch jede gute Buchhandlung zu beziehen; wo solche nicht vorhanden ist, wende man sich an den Verlag in Leipzig C 1, Kurze Straße 7

*

Über alle Neuerscheinungen
und Pläne des Insel-Verlages unterrichtet fortlaufend

Das Inselschiff

Eine Zeitschrift für die Freunde des Insel-Verlages.

Im Dezember beginnt der fünfzehnte Jahrgang.
Vier Hefte zum Preis von M 3.—; Einzelheft M 1.—

*

Die Insel-Bücherei

– jeder Band gebunden 80 Pfennig –

ist ein Spiegelbild des deutschen Wesens. Wie sie den ewigen Bestand deutschen Sprach- und Kulturgutes zu vereinigen bemüht bleibt, so nimmt sie aus der Weite der Welt die Erscheinungen in sich auf, die zur Bildung des deutschen Menschen beigetragen haben. Die Insel-Bücherei hat sich seit ihrem Bestehen auch der Pflege des illustrierten Buches gewidmet, und sie vollendet diese Aufgabe mit der Einbeziehung vielfarbiger Bände, von denen bisher drei erschienen sind. Auch weiterhin wird die glückliche Verbindung wertvollsten Inhaltes mit einer ansprechenden äußeren Gestalt bei wohlfeilem Preis der Insel-Bücherei die Liebe einer schon nach vielen Millionen zählenden Gefolgschaft erhalten und zu den alten immer neue Freunde gewinnen.

Neue vollständige Verzeichnisse der Insel-Bücherei
stehen kostenlos zur Verfügung.

Bertram, Ernst: Die Wartburg. Spruchgedichte. In Pappband M 4.—.

Die große Vergangenheit der Wartburg wird in den visionären Versen dieses Buches wieder lebendig. Geschichte und Sage faßt eines Jahrtausends sind mit dieser Burg verknüpft; vom legendären Sängerkrieg an bis zu Wagners „Tannhäuser" ist sie ein Sinnbild deutscher Art und Kunst.

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. Volksausgabe in Leinen M 4.50

Im Zeitpunkt einer ungeheuren Staatsumwälzung, aus der sich das Reich in neuer Gestalt und Ordnung erhebt, bietet sich dem zurückgewandten Blick dieses Buch dar, das sich in erster Linie an den jungen deutschen Menschen wendet, der das Leben seiner Vorfahren kennen lernen will. Es zeigt in einem weiten, aus gründlichsten Kenntnissen erworbenen Überblick die erste große Lebensform des Reichs der Deutschen und die staatlichen, wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Wurzeln unseres völkischen Daseins.

Carossa, Hans: Führung und Geleit. In Leinen M 5.—; kart. M 4.—.

Verwandlung eines von tiefsten Einsichten durchdrungenen Lebens in das verantwortungsbewußte, von lauterster Gesinnung geadelte Wort: in diesem Zeichen sind die Bücher von Hans Carossa geschrieben. Zweier Jahrzehnte hat es bedurft, bis dieser große deutsche Dichter wirkender Besitz einer wachsenden Gemeinde geworden ist. Mit besonderer Freude wird sie dieses Buch in Empfang nehmen, in dem die Beziehungen des Dichters zu vielen Menschen, die ihm auf seinem Wege hilfreich waren, sinnfällig zur Anschauung gebracht sind.

Coolen, Anton: Brabanter Volk. Roman. Aus dem Niederländischen übertragen von Elisabeth und Felix Augustin. In Leinen M 5.—.

Diese Erzählung von dem Pfarrer Vogels und seiner Gemeinde lebt unmittelbar aus den starken Kräften des Bodens, sie ist beseelt von der Liebe des Dichters zur heimatlichen Landschaft. Anton Coolen hat den liebenden Blick für die Menschen des Alltags, er zeigt, wie auch in ihnen das Verhängnis bis zur Vernichtung übermächtig werden kann. Mit rührender Innigkeit läßt er seine Gestalten an der Gnade teilhaben, die sein Glaube aus der Fülle seines Herzens verschenkt.

Corti, Egon Caesar Conte: Die Tragödie eines Kaisers. Mit 4 Bildtafeln. In Leinen M 7.50

Kaiser Maximilian von Mexiko ist das tragischste Opfer des Ränkespiels der hohen Politik im 19. Jahrhundert geworden. Jung und

tatenfroh, romantisch und von hohen Idealen erfüllt, sehnt sich der habsburgische Prinz und Bruder des Kaisers Franz Joseph von Österreich nach Herrschaft und Verantwortung; so vorbereitet, läßt er sich von ehrgeizigen Politikern, die im Verein mit Napoleon III. und der Kaiserin Eugenie ein Kaiserreich in Mexiko zu errichten trachten, in ein Abenteuer hineinlocken, wie es gefährlicher nicht gedacht werden kann.

Es ist dem Grafen Corti, der Zugang zu sonst streng verschlossenen Archiven fand, gelungen, unter Einbeziehung zahlreicher bisher unbekannter Zeugnisse ein packendes Bild der amerikanischen Tragödie zu zeichnen.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Inhalt: Arnim: Der tolle Invalide – Brentano: Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl – Büchner: Lenz – Droste-Hülshoff: Die Judenbuche – Eichendorff: Taugenichts – Fouqué: Undine – Goethe: Novelle – Gotthelf: Barthli, der Korber – Grillparzer: Der arme Spielmann – Hauff: Das kalte Herz – Fr. Hebbel: Aus meiner Jugend – E. T. A. Hoffmann: Der Elementargeist – Gottfried Keller: Spiegel, das Kätzchen – Heinrich von Kleist: Das Erdbeben in Chili – Eduard Mörike: Mozart auf der Reise nach Prag – Jean Paul: Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz in Auenthal – Schiller: Der Geisterseher – Sealsfield: Erzählung des Obersten Morse – Stifter: Der Hagestolz – Tieck: Der blonde Eckbert.

Man vernimmt hier ein Konzert aus einem bewußt begrenzten Zeitraum höchster deutscher Dichtung, ein Konzert, in dem sich die verschiedensten Stimmen ausgesprochener Charaktere, die verschiedensten Landschaften und Stämme, der Norden wie der Süden, der Osten wie der Westen vermählen. Gerade in unsern Tagen sollte man solchem Schauen und Denken, Sinnen und Trachten, Klingen und Tönen sein Ohr öffnen, damit die höchsten Werte dieses Volkes, seine Maßstäbe und sein eigentliches Wesen klarer und plastischer sich abheben, und damit sie der dunklen Ahnung unsrer Gegenwart wirklich die Prägung eines deutschen Gesichts geben. Deutsche Allgemeine Zeitung.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang (616 Seiten). In Leinen M 4.50.

Inhalt: Das Hildebrandslied – Beowulf – Walther und Hildegund – Sigfrid und die Nibelunge – Wieland der Schmied – König Rother – Der getreue Wolfdietrich – König Dietrich von Bern – Kudrun – Der Nibelunge Not.

Die Wiedererzählung älterer Dichtung ist eine Aufgabe, die jedes Geschlecht von neuem lösen muß. In dieser neuen Ausgabe werden die wesentlichsten Stücke deutscher Heldendichtung in schlichter Erzählung nach den Quellen dargeboten. Ihre Herbheit wurde nicht geglättet, ihr Ungestüm nicht gebändigt: so ragen sie in eine Zeit, die nach großen Maßstäben verlangt. In diesen Gestalten spiegelt sich das Wesen der Deutschen, um dessen Wiedergeburt es von neuem geht.

Goethes Werke in sechs Bänden (Der Volksgoethe). (3900 Seiten.) Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft herausgegeben von Erich Schmidt. Neu bearbeitet von Gustav Roethe. 86.–100. Tausend. In Leinen M 18.—.

Inhalt: Band I: Geleitwort von Gustav Roethe – Einleitung von Erich Schmidt – Gedichte – Faust. Band II: Dramen: Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand – Clavigo – Stella – Die Geschwister – Egmont – Iphigenie auf Tauris – Torquato Tasso – Die natürliche Tochter – Pandora – Des Epimenides Erwachen – Aus dem „Maskenzug 1818". Band III: Romane – Novellen – Epische Dichtungen. Band IV: Wilhelm Meisters Lehrjahre. Band V: Dichtung und Wahrheit. Band VI: Vermischte Schriften: Biographisches – Zur Literatur – Zur Kunst – Zur Naturwissenschaft – Sprüche.

Der Volksgoethe, die vorbildliche Bewältigung der großen Aufgabe, aus den in ihrer Fülle unübersehbar erscheinenden Werken Goethes, diejenigen ganz oder in wesentlichen Teilen auszuwählen, deren Summe den Dichter und Gelehrten am erschöpfendsten darstellt, ist die volkstümlichste Tat der Goethewissenschaft.

Haslund-Christensen, Henning: Jabonah. Abenteuer in der Mongolei. Geleitwort von Sven Hedin. Aus dem Dänischen übertragen von Helmut de Boor. Mit 118 Abbildungen und einer Karte. In Leinen M 8.50.

Jabonah: das ist der Ruf, mit dem die mongolischen Kamel- und Pferdetreiber ihre Tiere ermuntern, wenn die Karawane zum Marsch aufbricht. Jabonah: dieses Wort öffnet ein neues Tor in die lockende Welt der großen Abenteuer. Mit einer beglückenden Frische berichtet Haslund, „der geborene Schilderer asiatischen Lebens", wie Sven Hedin ihn nennt, von der Gründung einer Farm durch eine Gruppe junger Menschen tief in der Mongolei. Er erzählt, wie sie den Boden urbar machen, in gefahrvollen Streifzügen einen Pelzhandel beginnen, er erzählt von seinen Erlebnissen mit Räubern und Schamanen, von der Gefangenschaft im Sowjetgefängnis, von der Überlistung chinesischer Händler und vom Weihnachtsidyll mitten in der Einöde des mongolischen Berglandes.

Der Heliand in Simrocks Übertragung und die Bruchstücke der Altsächsischen Genesis. Eingeleitet von Andreas Heusler. In Leinen M 3.50.

„Die männlichste der Messiaden", – „ein großes, eindrucksvolles Denkmal deutschen Christentums vor 1100 Jahren", nennt Andreas Heusler in seiner Einführung den „Heliand", den ein sächsischer Geistlicher im Auftrage König Ludwigs des Frommen nach der endgültigen Unterwerfung und Bekehrung der Sachsen schrieb. Nicht den leidenden Christus feiert der Dichter, sondern den heldischen. – Die neue Ausgabe dieses zuerst vor zwölf Jahren bei uns erschienenen Buches wird besonders in einer Zeit kirchlicher Erneuerung vielen willkommen sein.

+ *Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri.* Roman. Volksausgabe. 23. Tausend. In Leinen M 3.75.

Aus dem Risorgimento, der Zeit, da Italien um seine Unabhängigkeit und Einheit kämpfte, hat Ricarda Huch die Figur des lombardischen Empörers herausgehoben. Ohne Überschwang und Sentimentalität erzählt sie sein Leben als Sinnbild eines großen Opfers, in einer Sprache, die oft ganz Seele geworden scheint.

+ *Lawrence, D. H.: Der Zigeuner und die Jungfrau.* Novellen. Übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 6.—.

David Herbert Lawrence, gleich groß als Seelenerkunder wie als Seelenverkünder, zeigt sich auch in diesem Bande als Meister der Novelle, die auf engem Raum ein ganzes Lebensschicksal formt. Fünf Novellen bilden den Inhalt dieses Bandes, es sind außer der Novelle, die ihm den Titel gegeben hat, die folgenden: „Die Tochter des Pferdehändlers", „Lächeln", „Die Grenzlinie", „Die Hauptmanns-Puppe".

Luthers Briefe. In Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald. Mit einem Titelbild. 13. Tausend. In Leinen M 3.50.

Im Jahre der 450. Wiederkehr des Tages von Luthers Geburt, die die gesamte evangelische Welt am 10. November feiern wird, legen wir dieses Buch in einer neuen Ausgabe vor. Es gibt ein Bild von Luthers geistiger Eigenart und innerer Entwicklung, es zeigt uns den echten Luther mit den „Löwenaugen, Falkenaugen, Basiliskenaugen", den Mann, der die Geister und Gewissen frei gemacht hat. – Worte Fichtes über Luther leiten das Buch ein.

Nebelthau, Otto: Der Ritt nach Canossa. In Leinen M 6.—.

Immer wieder reizt die düstere Problematik des Lebens Heinrichs IV. die Dichter zur Darstellung. In seinem in einer gehobenen Prosa geschriebenen Roman „Der Ritt nach Canossa" hat Otto Nebelthau den Stoff mit sicherem Griff gepackt. Kaisertum und

Papsttum befinden sich auf der Höhe ihres Kampfes um die Macht, den Heinrich durch Unterwerfung als Sieger zu beenden hofft. Dieses Buch darf nicht mit dem landläufigen Maßstab des historischen Romans gemessen werden. Es wechselt in ihm die leidenschaftliche Bewegung eines Dramas mit der Ruhe eines Freskogemäldes großen Stils.

Rilke, Rainer Maria: Über Gott. Zwei Briefe. 4. Tausend. Gebunden M 2.—.

Die Gottesidee ist die Mitte von Rainer Maria Rilkes Denken. In der Auffassung des Stunden-Buches ist Gott ein Werdender, einer, dessen „kommende Konturen" dämmern. Diese beiden Briefe sind Zeugnis für die Wandlung, die sich unter dem Einfluß des Krieges in Rainer Maria Rilke vollzogen hat. Gott ist kein Zukünftiger mehr, er ist ein Hiesiger, wir „bauen" nicht mehr an ihm, er ist in seiner Gesamtheit um uns.

– *Briefe aus den Jahren 1907 bis 1914.* In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

Diese sieben Jahre umfassen im Schaffen Rilkes eine Epoche, in der aus höchster Entflammung und stärkster Überwindung die ausgereiftesten, erkenntnisvollsten und bekenntnisreichsten Werke seiner Vorkriegszeit entstehen und erscheinen: die beiden Teile der „Neuen Gedichte" und die „Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge". Um sie treibt des Dichters bald von Einsamkeit, bald von der Unruhe weiter Reisen erfülltes Leben. Immer mehr erschließt sich uns, besonders in den Briefen an einige Frauen von hohem geistigen Rang, das tragische Geheimnis dieses dem schon früh erfühlten Tod heroisch Widerstand leistenden Dichters.

Schaper, Edzard H.: Die Insel Tütarsaar. Roman. In Leinen M 5.—.

Ungewöhnlich wie das Leben ist auch das Buch dieses jungen Dichters, den wir als neuen Autor unseres Verlags mit großen Hoffnungen einführen. Die grüne Insel Tütarsaar, die er im duftig blauen Meer erstehen läßt, ist hoch im Norden versteckt in einer Bucht gelegen und von einem seltsamen Menschen, einem Schafhirten, bewohnt, der für geistesgestört gilt. Ein Fremder, der auf die Insel gerät, erlebt dort, halb gezwungen, viele Abenteuer und erfährt zu seiner unendlichen Bereicherung die hohe Weisheit des von einem geheimnisvollen Glauben Besessenen.

Schnack, Friedrich: Klick aus dem Spielzeugladen. Roman für das kleine und große Volk. In Leinen M 4.—. +

Was für ein Zauberer ist dieser Friedrich Schnack! Ein armer Junge, Nikolaus Bodenweber, genannt Klick, sein Vater, Buchhalter auf Abbau im Spielzeugladen der Frau Trockenhut, Klicks

Freundin Ali, die elternlose Nichte der Zeitungsfrau Mittwoch, der Hustenonkel, der Kapitän Sassafraß, der Affe Pong, um sie herum eine Menge Volk, ein verlorenes Lotterielos und sein überraschendes Schicksal: aus diesen wunderlichen Gestalten und Ereignissen hat der Zauberblick des Dichters eine Erzählung geschaffen, die alle Eigenschaften besitzt, um ein wahres Volksbuch zu werden.

+ *Sillanpää, Frans Eemil: Eines Mannes Weg.* Roman. Übertragen von Rita Öhquist. In Leinen M 5.—.

Im Mittelpunkt dieses Romans des berühmten finnischen Dichters steht der Hofbauer Paavo Ahrola, der nach vielen Irrungen den Weg zu dem festen, klaren und gütigen Mädchen, das seine Jugendgeliebte war, zurückfindet. Die gesunde, erdverbundene Welt eines finnischen Bauern umgibt uns, der Zauber des Landes der tausend Seen hält uns gefangen.

+ *Stifter, Adalbert: Der Nachsommer.* Ungekürzte Volksausgabe (784 Seiten). In Leinen M 3.75.

„Der Nachsommer" ist das Werk, in dem Stifter, auf der Höhe seines Lebens, sein ganzes Wesen gesammelt auszusprechen gedachte. Er ist der wunderbare Spätling Goethischer Aussaat. Abkunft, Besitz, Natur, Liebe, Reinheit des Herzens, Ernst des Geistes, Adel, Schönheit, Ergebung, Weisheit: das ist die Welt dieses Buches, des makellosesten, das seit den Romanen Goethes in unserer Sprache entstanden ist. Wer den ganzen Stifter in einem einzigen Werke besitzen will, greife zum „Nachsommer".

+ *Timmermans, Felix: Die bunte Schüssel.* Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 4.50; kart. M 3.50.

Ein heiteres Selbstbildnis leitet diesen Band ein. Dann erzählt der Dichter die zarte Legende von der heiligen Elisabeth von Thüringen, die den Mantel des heiligen Franziskus erhielt und bis zu ihrem Tode in Ehren trug. Man erfährt von den Freuden und Leiden des Meisterrauchers Gommarus, von Gustav aus der „Roten Katze", und wie er die Liebe erfuhr, von dem Geheimnis der hundertundzwölf Kopfweiden, der wehmütigen Geschichte der Orangeblüten und von vielem anderen. Auch für die Kinder gibt es zwei allerliebste Erzählungen.

– *Das Jesuskind in Flandern.* Mit Zeichnungen des Dichters. 34. Tausend. Volksausgabe in Leinen M 3.75.

Mit kindlich gläubigem Auge hat der flämische Dichter die heiligen Geschichten von der Verkündigung an bis zur Rückkehr nach Nazareth sich auf dem Boden und unter den Menschen seiner Heimat abspielen sehen und aus diesen Visionen ein wunderbares Buch geschaffen, das viele Herzen schon erhoben und entzückt hat. Dieses

Buch erschien uns neben dem „Pallieter" besonders geeignet, um, zum erstenmal mit Zeichnungen des Dichters geschmückt, als Volksausgabe den Weg zu Tausenden neuer Leser anzutreten.

Waggerl, Karl Heinrich: Das Jahr des Herrn. Roman. In Leinen M 5.50; kart. M 4.50.

Den Rahmen dieses schönen, unpathetischen und reifen Buches bildet der Ablauf der religiösen Feste innerhalb einer Dorfgemeinschaft. Einfache Geschehnisse sind in ihn eingefügt, insbesondere das Leben des Knaben David, auf den der Dichter autobiographische Züge übertragen hat.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer, Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. Volksausgabe in Leinen M 4.50.

Albrecht Dürer: das ist der deutsche Mensch in seinem Ringen um die Form, der ewig grüblerische, problematische und doch auch wieder gläubige, fromme, deutsche Mensch, eine seltsame Vereinigung von nüchterner Sachlichkeit und glühender Erregung. Er steht mitten im Anbruch einer neuen Zeit, die sich mit einer großartigen Anstrengung den Fesseln der Vergangenheit entwindet. Das dreibändige Dürerwerk Emil Waldmanns erscheint nun – nachdem es lange vergriffen gewesen – in neuer Bearbeitung in einem stattlichen Bande. Die Absicht des Verfassers war, ein einfaches und schlichtes Buch über Dürer für die Menschen unserer Zeit zu schreiben.

Dichter unserer Zeit

Beheim-Schwarzbach, Martin: Die Herren der Erde. Roman. In Leinen M 5.50.

– *Die Michaelskinder.* Roman. In Leinen M 6.25.

Bertram, Ernst: Gedichte. Vierte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

– *Das Nornenbuch.* Gedichte. In Pappband M 4.—.

– *Der Rhein.* Ein Gedenkbuch. Gedichte. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

– *Straßburg.* Ein Gedichtkreis. Dritte, vermehrte Auflage. In Pappband M 4.—.

Billinger, Richard: Sichel am Himmel. Der Gedichte dritte, vermehrte Auflage. In Leinen M 4.50.

Carossa, Hans: Der Arzt Gion. Eine Erzählung. 50. Tausend. In Leinen M 6.—.

Carossa, Hans: Rumänisches Tagebuch (aus dem Weltkriege). 15. Tausend. In Leinen M 4.50.

– *Eine Kindheit.* 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Verwandlungen einer Jugend.* 15. Tausend. In Leinen M. 5.—.

– *Gedichte.* 10. Tausend. In Leinen M 4.—.

Claes, Ernest: Flachskopf. Mit einem Vorwort und Bildern von Felix Timmermans. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. 10. Tausend. In Leinen M 4.75.

Frank, Leonhard: Das Ochsenfurter Männerquartett. Roman. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Die Räuberbande.* Roman. 60. Tausend. Volksausgabe in Leinen M 2.50.

Hardt, Ernst: Gudrun. Ein Trauerspiel in fünf Akten. 23. Tausend. In Leinen M 4.—.

– *Tantris der Narr.* Drama in fünf Akten. 54. Tausend. In Leinen M 4.—.

Hofmannsthal, Hugo von: Die Gedichte und kleinen Dramen. 53. Tausend. In Leinen M 5.—.

Huch, Ricarda: Der große Krieg in Deutschland. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. 20. Tausend. (1400 Seiten.) In Leinen M 15.—.

Der Roman des Dreißigjährigen Krieges.

– *Von den Königen und der Krone.* Roman. 8. Auflage. In Leinen M 5.75.

– *Luthers Glaube.* Briefe an einen Freund. 19. Tausend. In Halbleinen M 4.50.

\+ – *Menschen und Schicksale aus dem Risorgimento.* 11. Tausend. In Leinen M 5.—.

\+ – *Die Verteidigung Roms.* Der Geschichten von Garibaldi erster Teil. 12. Tausend. In Leinen M 6.—.

\+ – *Der Kampf um Rom.* Der Geschichten von Garibaldi zweiter Teil. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Michael Unger.* Roman. 31. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Der große Krieg in Deutschland.* Gekürzte Volksausgabe. 40. Tausend. In Leinen M 2.50.

Lauesen, Marcus: Und nun warten wir auf das Schiff. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Stilling. 15. Tausend. In Leinen M 6.50.

Der Roman berichtet von den letzten Lebenstagen und dem Sterben der Frau Juliane Hagemeyer, einer unwirklichen Riesin, die nicht wie ein Mensch wirkt, sondern eher wie ein Haus, wie ein ganzes Geschlecht, ein paar Zeitalter. Sie stammt aus der Familie Jessen in einem kleinen Hafenstädtchen Schleswig-Holsteins, sie hat die Glanzzeit dieser Reeder-Familie erlebt und ihren Niedergang, aber sie selbst ist stolz und ungebeugt, bis der Tod ihr die große Angst und die Erkenntnis menschlicher Armut bringt.

Man muß sich in der Literatur lange umsehen, ehe man eine Gestalt von solcher Größe findet. Friedrich Michael.

Mell, Max: Die Sieben gegen Theben. Dramatische Dichtung. Geheftet M 2.50; in Pappband M 3.50.

Mumelter, Hubert: Zwei ohne Gnade. Roman. In Leinen M 6.—.

Zwei Gestalten treten aus dem Dunkel des Mittelalters in das Licht des Tages, Oswalt von Wolkenstein und Sabina Jäger, zwei selig-unselig Liebende, die einander ebenso anziehen wie abstoßen und einander zum Verhängnis werden müssen. Das historische Drama, das den Sabina-Oswalt-Roman umgibt, ist jener Aufruhr des Tiroler Adels gegen den „Herzog Friedrich mit der leeren Tasche", der zu den bewegtesten und bedeutendsten Zeiten der Tiroler Geschichte gehört.

Rendl, Georg: Der Bienenroman. In Leinen M 5.—.

Rilke, Rainer Maria: Gesammelte Werke in sechs Bänden. 9. Tausend. In Leinen M 35.—; in Halbleder M 45.—.

Inhalt: I. Band: Erste Gedichte – Frühe Gedichte. II. Band: Das Buch der Bilder – Das Stunden-Buch – Das Marienleben – Requiem. III. Band: Neue Gedichte – Duineser Elegien – Die Sonette an Orpheus – Letzte Gedichte und Fragmentarisches. IV. Band: Cornet Christoph Rilke – Geschichten vom lieben Gott – Prosafragmente – Auguste Rodin. V. Band: Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge. VI. Band: Übertragungen.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit.* 10. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

– *Briefe und Tagebücher aus der Frühzeit. 1899 bis 1902.* 8. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

– *Briefe aus den Jahren 1902 bis 1906.* 15. Tausend. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

Rilke, Rainer Maria: Briefe aus den Jahren 1906 bis 1907. In Leinen M 7.—; in Halbleder M 9.—.

– *Erste Gedichte.* 21. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Frühe Gedichte.* 26. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Neue Gedichte.* Beide Teile in einem Bande. 26. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Das Buch der Bilder.* 34. Tausend. In Leinen M 5.25.

– *Duineser Elegien.* 15. Tausend. In Leinen M 3.50.

– *Das Stunden-Buch.* (Enthaltend die drei Bücher: Vom mönchischen Leben – Von der Pilgerschaft – Von der Armut und vom Tode.) 85. Tausend. In Halbleinen M 4.25.

– *Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge.* 31. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Geschichten vom lieben Gott.* 50. Tausend. In Leinen M 4.50.

Andreas-Salomé, Lou: Rainer Maria Rilke. Mit 8 Bildtafeln. 7. Tausend. In Leinen M 5.—.

Sieber, Carl: René Rilke. Die Jugend Rainer Maria Rilkes. Mit 5 Bildtafeln und einem Faksimile. In Leinen M 5.—.

Schaeffer, Albrecht: Helianth. Bilder aus dem Leben zweier Menschen aus der norddeutschen Tiefebene in neun Büchern. Neue Ausgabe in zwei Bänden (1400 Seiten). In Leinen M 15.—.

– *Griechische Heldensagen.* Nach den alten Quellen neu erzählt. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

– *Josef Montfort.* Roman. 14. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Das Prisma.* Novellen und Erzählungen. Auf Dünndruckpapier. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Parzival.* Ein Versroman in drei Kreisen. 6. Tausend. In Leinen M 7.50.

Scheffler, Karl: Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

Schnack, Friedrich: Beatus und Sabine. Roman. In Leinen M 4.50.

– *Goldgräber in Franken.* Roman. In Leinen M 4.50.

– *Das Leben der Schmetterlinge.* Roman. 7. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Der Lichtbogen.* Falterlegenden. In Leinen M 4.50.

– *Die Orgel des Himmels.* Roman. In Leinen M 4.50.

Schnack, Friedrich: Sebastian im Wald. Ein Waldroman. 12. Tausend. In Leinen M 4.50. +

– *Der Sternenbaum.* Ein Weihnachtsroman. In Leinen M 4.50. +

– *Das Zauberauto.* Roman. In Leinen M 4.50.

– *Das blaue Geisterhaus.* Gedichte. In Leinen M 4.50.

– *Vogel Zeitvorbei.* Gedichte. Gebunden M 4.—.

Es ist beglückend, sich in die Werke dieses wahrhaft deutschen Dichters hineinzulesen und hineinzuleben, in dem sich die Liebe zur Heimat und ihren Bewohnern zu Dichtungen von hoher Schönheit entfaltet hat. Keinem wie ihm ist die Gabe verliehen, Wirklichkeit und Sehnsuchtsreich, Welt- und Heimatgefühl zu einer fast magischen Einheit zu verbinden. Seine Werke sind erfüllt von Zuversicht und Vertrauen zu den Menschen und ihrem Tun, sie sind ein franziskanischer Lobgesang auf die Natur in ihrer herrlichen Vielfaltigkeit.

Im Frühjahr 1933 ist dieser Dichter mit seinem Werk zu uns übergegangen.

Ein Sonderverzeichnis aller Werke des Dichters steht unberechnet zur Verfügung.

Schröder, Rudolf Alexander: Der Wanderer und die Heimat. In Leinen M 4.75.

– *Mitte des Lebens.* Geistliche Gedichte. In Leinen M 5.—.

Sillanpää, F. E.: Silja, die Magd. Roman. Übertragen von Rita Öhquist. 6. Tausend. In Leinen M 6.—.

Taube, Otto Freiherr von: Der verborgene Herbst. Roman. In Halbleinen M 4.75.

– *Die Löwenprankes.* Roman. In Halbleinen M 4.50.

Timmermans, Felix: Pieter Bruegel. Roman. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Die Delphine.* Eine Geschichte aus der guten alten Zeit. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Franziskus.* Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Das Licht in der Laterne.* Erzählungen. Mit Zeichnungen des Dichters. Übertragen von Anna Valeton-Hoos. 15. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Der Pfarrer vom blühenden Weinberg.* Roman. Übertragen von Peter Mertens. 20. Tausend. In Leinen M 5.—.

– *Das Spiel von den heiligen drei Königen.* Nach der Weihnachtslegende von Felix Timmermans für die Bühne bearbeitet von

Eduard Veterman und Felix Timmermans. Übertragen von Anton Kippenberg. 5. Tausend. Geheftet M 2.—; in Pappband M 2.50.

Timmermans, Felix: Pallieter. Übertragen von Anna Valeton-Hoos. 100. Tausend. Volksausgabe. In Leinen M 2.50.

Waggerl, Karl Heinrich: Brot. Roman. 17. Tausend. In Leinen M 6.—.

– *Schweres Blut.* Roman. 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

Klassiker und Gesamtausgaben

Büchner, Georg: Werke und Briefe. Herausgegeben von Fritz Bergemann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (513 Seiten.) 9. Tausend. In Leinen M 7.—.

Dickens, Charles: Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Mit über 300 Federzeichnungen aus den englischen Originalausgaben von Cruikshank, Cattermole, H. K. Browne und anderen. Auf Dünndruckpapier. (6100 Seiten.) In Leinen M 45.—.

Inhalt: David Copperfield – Der Raritätenladen – Die Pickwickier – Martin Chuzzlewit – Nikolaus Nickelby – Oliver Twist und Weihnachtserzählungen.

Eichendorff, Joseph von: Werke. Ausgewählt und herausgegeben von Franz Schultz. Zwei Bände. (1080 Seiten.) 30. Tausend. In Leinen M 6.—.

Goethe: Sämtliche Werke in siebzehn Bänden. Herausgegeben von Fritz Bergemann, Hans Gerhard Gräf, Max Hecker, Gunther Ipsen, Kurt Jahn und Carl Schüddekopf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in dunkelbraunem Leinen M 135.—; in Leder M 235.—.

Die vollständigste aller heutigen Goethe-Ausgaben. Der Text umfaßt 15000 Seiten.

Ergänzungsbände in der Ausstattung der Gesamtausgabe:

– *Goethes Briefe und Tagebücher.* Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1750 Seiten.) In Leinen M 18.—; in Leder M 30.—.

– *Gespräche mit Eckermann.* Herausgegeben und eingeleitet von Franz Deibel. Vollständige Taschenausgabe in einem Bande auf Dünndruckpapier. (797 Seiten.) 33. Tausend. In Leinen M 7.50; in Leder M 13.—.

– *Goethes Gespräche* ohne die Gespräche mit Eckermann. Ausgewählt von Flodoard Freiherrn von Biedermann. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (791 Seiten.) In Leinen M 9.50; in Leder M 16.—.

Goethe: Farbenlehre. Eingeleitet von Gunther Ipsen. Mit 32 zum großen Teil vielfarbigen Tafeln. Vollständige Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 6. Tausend. In Leinen M 10.—.

– *Faust.* Gesamtausgabe. Enthaltend Urfaust, Fragment (1790), Tragödie I. und II. Teil, Paralipomena. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (577 Seiten.) 140. Tausend. In Leinen M 3.50; in Leder M 6.50.

– *Sämtliche Gedichte* in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1300 Seiten.) 29. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

– *Gedichte.* Auswahl in zeitlicher Folge. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 18. Tausend. In Leinen M 3.75.

– *Italienische Reise.* Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. 23. Tausend. (1019 Seiten.) In Leinen M 6.—.

– *Italienische Reise.* Mit den Zeichnungen Goethes, seiner Freunde und Kunstgenossen in 124 zum Teil farbigen Lichtdrucktafeln. Neu herausgegeben vom Goethe-Nationalmuseum (Folio). In Halbleder M 50.—; in Leder M 80.—.

– *Die Leiden des jungen Werther.* Mit den elf Kupfern und einer Rötelstudie von Chodowiecki. Siebente Auflage. In Pappband M 6.—.

– *Liebesgedichte.* Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. 26. Tausend. In Pappband M 3.—.

– *Naturwissenschaftliche Schriften.* Herausgegeben von Gunther Ipsen. Mit 45 zum großen Teil farbigen Tafeln. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1583 Seiten.) In Leinen M 20.—; in Leder M 34.—.

– *Die Briefe des jungen Goethe.* Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Roethe. 29. Tausend. In Leinen M 3.50.

– *Briefe an Frau von Stein.* Ausgewählt und herausgegeben von Julius Petersen. Mit 6 Silhouetten. 30. Tausend. In Leinen M 3.50.

Kühnemann, Eugen: Goethe. Zwei Bände. (1118 Seiten.) In Leinen M 15.—.

Grimmelshausen, H. J. Chr. von: Der abenteuerliche Simplizissimus. Vollständige Ausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (897 Seiten.) 28. Tausend. In Leinen M 7.50.

Hölderlin, Friedrich: Sämtliche Werke. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Bande. (1043 S.) 21. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

Hölderlin, Friedrich: Hyperion oder der Eremit in Griechenland. Taschenausgabe. 14. Tausend. In Leinen M 3.—; in Leder M 6.—.

Jacobsen, Jens Peter: Sämtliche Werke in einem Bande. Übertragen von Mathilde Mann, Anka Matthiesen und Erich von Mendelssohn. Mit dem von A. Helsted 1885 radierten Porträt. Auf Dünndruckpapier. (877 Seiten.) 33. Tausend. In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

Kant: Sämtliche Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Felix Groß. Taschenausgabe in Dünndruckpapier. (4400 Seiten.) In Leinen M 45.—; in Leder M 75.—.

Kleist, Heinrich von: Sämtliche Werke. Herausgegeben von Friedrich Michael. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in einem Band. (1187 Seiten.) In Leinen M 9.—; in Leder M 15.—.

– *Briefe.* Herausgegeben von Friedrich Michael. In Leinen M 3.50

Sachs, Hans: Ausgewählte Werke. (Gedichte und Dramen.) Mit 52 Holzschnitten nach Dürer, Beham u. a. Herausgegeben von Paul Merker und R. Buchwald. Zwei Bände. 10. Tausend. In Halbleinen M 10.—. Kolorierte Ausgabe, in der sämtliche Holzschnitte mehrfarbig mit der Hand koloriert wurden, in Halbpergament M 16.—; in Schweinsleder M 30.—.

Schiller: Sämtliche Werke in sieben Bänden. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (4900 Seiten.) In Leinen M 45.—; in Leder M 70.—.

Stendhal, Friedrich von (Henri Beyle): Gesammelte Werke. Übertragen von Arthur Schurig und Otto Freiherrn von Taube. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier in acht Bänden. (5200 Seiten.) In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.

Inhalt: Band I: Das Leben eines Sonderlings. – Band II: Von der Liebe. – Band III: Armance. – Band IV: Rot und Schwarz. – Band V: Lucien Leuwen. – Band VI: Die Kartause von Parma. – Band VII: Zwölf Novellen. – Band VIII: Gedanken, Meinungen, Geschichten.

Stifter, Adalbert: Witiko. Roman. Vollständige Ausgabe. 12. Tausend. In Leinen M 7.—.

Storm, Theodor: Sämtliche Werke in acht Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Köster. 21. Tausend. In Leinen M 30.—; in Halbpergament M 40.—.

Deutsche Vergangenheit

Nach zeitgenössischen Quellen herausgegeben von Johannes Bühler. Das Werk umfaßt 9 Bände mit je 16 Bildtafeln. Es besteht aus zwei Abteilungen, der politischen und der kulturhistorischen Reihe. Vorzugspreis des gesamten Werkes in Leinen M 60.—; die einzelnen Bände in Leinen je M 7.50.

Die Bände der politischen Reihe:

Die Germanen in der Völkerwanderung – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen.

Die Bände der kulturhistorischen Reihe:

Klosterleben im deutschen Mittelalter – Deutsches Geistesleben im Mittelalter – Ordensritter und Kirchenfürsten – Fürsten und Ritter – Bauern, Bürger und Hansa.

In diesem Werk fließt aus den zeitgenössischen Quellen die politische, soziale und Geistes-Geschichte des deutschen Volkes von seinen Anfängen bis an die Schwelle der neuen Zeit: Chroniken, Lebensbeschreibungen, Briefe, Urkunden, Gesetze, Streitschriften, wissenschaftliche Abhandlungen, Sagen, Lieder und Gedichte: alle Lebensgebiete, alle Meinungen und Richtungen kommen zur Geltung. In den umfangreichen Einleitungen werden Sinn und Ziel der treibenden Kräfte jeder Epoche und der sich wandelnden Formen ihrer Kultur gedeutet.

Große deutsche Männer und Frauen

Bach, Johann Sebastian. Eine Biographie von Ch. S. Terry. Mit einem Geleitwort von Karl Straube. Mit 55 Bildtafeln. In Leinen M 13.50.

Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln. 40. Tausend. In Leinen M 5.—.

Carolinens Leben in ihren Briefen. Auf Grund der von Erich Schmidt besorgten Gesamtausgabe in Auswahl herausgegeben von Reinhard Buchwald, eingeleitet von Ricarda Huch. Mit 16 Bildtafeln. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

Meister Eckhart: Deutsche Predigten und Traktate. Ausgewählt und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier. In Halbpergament M 6.50.

Elisabeth Charlotte (Liselotte): Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans. Ausgewählt und eingeleitet von Hans F. Helmolt. Mit 16 Bildtafeln. Dritte Auflage. In Leinen M 6.50.

Fichte: Reden an die deutsche Nation. Revidierte Ausgabe mit einer Einleitung von Rudolf Eucken. 29. Tausend. In Leinen M 3.50.

Goethes Mutter: Briefe. Ausgewählt und eingeleitet von Albert Köster. Mit 16 Bildtafeln. 68. Tausend. In Leinen M 4.50.

Goethe: Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe. Auf Grund des von Reinhold Steig bearbeiteten handschriftlichen Nachlasses neu herausgegeben von Fritz Bergemann. Mit 17 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.50.

Hölderlin: Die Briefe der Diotima an Hölderlin. Herausgegeben von Carl Viëtor. Mit der Abbildung einer Büste und dem Faksimile eines Briefes. 20. Tausend. In Leinen M 3.50.

Humboldt, Wilhelm von: Die Brautbriefe Wilhelms und Karolinens von Humboldt. Herausgegeben und eingeleitet von Albert Leitzmann. 12. Tausend. In Leinen M 6.50.

– *Briefe an eine Freundin.* (Charlotte Diede.) In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. 32. Tausend. In Leinen M 3.50.

Mozart: Wolfgang Amadeus Mozarts Leben in seinen Briefen und Berichten der Zeitgenossen. Herausgegeben von Albert Leitzmann. Mit 16 Bildtafeln und 2 Faksimiles. In Leinen M 7.—.

Nietzsche, Friedrich: Briefe. Ausgewählt und herausgegeben von Richard Oehler. 25. Tausend. In Leinen M 4.75.

Villers, Alexander von: Briefe eines Unbekannten. Ausgewählt und eingeleitet von Wilhelm Weigand. Mit 2 Bildnissen. In Leinen M 6.50.

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth: Memoiren. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Annette Kolb. Mit 10 Bildtafeln. 13. Tausend. In Leinen M 6.50.

Yorck-Droysen, Joh. Gust.: Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Zwei Bände. Elfte Auflage. Mit 8 Bildnissen und 8 Karten. In Leinen M 10.—.

Märchen, Sagen, Legenden und Lieder

Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Fünfte Auflage. In Pappband M 4.50; in Halbleder M 6.—.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde und der Preußischen Volkslied-Kommission. Mit 190 Bildern und Zeichnungen von Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Graf Kalckreuth, Max Slevogt, Hans Meid, Schwind, Menzel u. a. Zweistimmig gesetzt mit Lautenbegleitung. In Leinen M 4.50.

Andersen, Hans Christian: Märchen. Vollständige Ausgabe. Unter Benutzung der von Andersen selbst besorgten deutschen Ausgabe übertragen von Mathilde Mann. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 16. Tausend. Zwei Bände. In Leinen M 10.—.

Die Blümlein des heiligen Franziskus von Assisi. Übertragen von Rudolf G. Binding. Mit 84 Initialen und Einbandzeichnung von Carl Weidemeyer-Worpswede. 22. Tausend. In Leinen M 6.—.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Brüder Grimm: Märchen. Vollständige Ausgabe in zwei Bänden. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 10. Tausend. In Leinen M 9.—.

Hauff, Wilhelm: Märchen. Vollständige Ausgabe. Zeichnung der farbig gedruckten Initialen und des Titels von Carl Weidemeyer-Worpswede. 8. Tausend. In Leinen M 5.—.

Hey-Speckter: Hundert Fabeln für Kinder. Von Wilhelm Hey. Mit den Bildern von Otto Speckter. In Leinen M 2.50.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten. Vollständige deutsche Ausgabe in sechs Bänden. Zum ersten Male aus dem arabischen Urtext der Calcuttaer Ausgabe vom Jahre 1839 übertragen von Enno Littmann. Eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Auf Dünndruckpapier. (5120 Seiten.) In Leinen M 55.—; in Leder M 90.—.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Volksausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 4.50.

Welt- und Kulturgeschichte

Cortes, Ferdinand: Die Eroberung von Mexiko. Mit den eigenhändigen Berichten Cortes' an Kaiser Karl V. von 1520 und 1522. Herausgegeben und eingeleitet von Arthur Schurig. Mit zwei Bildnissen und einer Karte. 10. Tausend. In Leinen M 6.50.

Corti, Egon Caesar Conte: Der Zauberer von Homburg und Monte Carlo. Mit 16 Bildtafeln. In Leinen M 8.—.

Gandhi, Mahatma: Mein Leben. Im Einverständnis mit dem Verfasser bearbeitet von C. F. Andrews. Aus dem Englischen übertragen von Hans Reisiger. In Leinen M 7.50.

Gandhis Lehre und Tat. Von C. F. Andrews. Aus dem Englischen übertragen von Karl Lerbs. In Leinen M 7.50.

Katharina II. von Rußland: Memoiren. Herausgegeben von Erich Boehme. Mit 16 Bildtafeln. 19. Tausend. In Leinen M 6.50.

Zweig, Stefan: Marie Antoinette. Bildnis eines mittleren Charakters. Mit 10 Bildtafeln. 50. Tausend. In Leinen M 8.50.

– *Joseph Fouché.* Bildnis eines politischen Menschen. Mit 6 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.50.

– *Drei Meister (Balzac – Dickens – Dostojewski).* 30. Tausend. In Leinen M 7.—.

– *Der Kampf mit dem Dämon (Hölderlin – Kleist – Nietzsche).* 34. Tausend. In Leinen M 7.—.

– *Drei Dichter ihres Lebens (Casanova – Stendhal – Tolstoi).* 20. Tausend. In Leinen M 7.—.

Weltliteratur

Bédier, Joseph: Der Roman von Tristan und Isolde. Übertragen von Rudolf G. Binding. 18. Tausend. In Leinen M 4.50.

Cervantes: Don Quixote. Vollständige deutsche Ausgabe, besorgt von Konrad Thorer. Auf Dünndruckpapier in zwei Bänden. (1550 Seiten.) 15. Tausend. In Leinen M 12.—; in Leder M 20.—.

De Coster, Charles: Uilenspiegel und Lamme Goedzak. Übertragen von Albert Wesselski. 50. Tausend. In Leinen M 4.—.

Eisherz und Edeljaspis oder die Geschichte einer glücklichen Gattenwahl. Chinesischer Roman aus der Ming-Zeit. Aus dem Urtext übertragen von Franz Kuhn. 12. Tausend. In Leinen M 5.75.

Gobineau, Arthur Graf: Die Renaissance. Historische Szenen. Übertragen von Bernhard Jolles. Mit 20 Bildtafeln. 82. Tausend. In Leinen M 4.50.

Homers Odyssee. Neu übertragen von Rudolf Alexander Schröder. 25. Tausend. In Leinen M 4.50.

Lawrence, David Herbert: Liebende Frauen. Roman. 9. Tausend. In Leinen M 8.—.

– *Der Regenbogen.* Roman. In Leinen M 6.—.

– *Die gefiederte Schlange.* Roman. In Leinen M 8.—.

– *Söhne und Liebhaber.* Roman. 6. Tausend. In Leinen M 8.—.

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. In der Art chinesischer Blockbücher gedruckt. In Leinen M 6.25.

Mottram, Ralph H.: Der „Spanische Pachthof“. Eine Roman-Trilogie 1914 bis 1918. Mit einem Vorwort von John Galsworthy. Übertragen von T. Francke. (720 Seiten.) 12. Tausend. In Leinen M 8.50.

Der Nibelungen Not und Kudrun. Herausgegeben von Eduard Sievers. Taschenausgabe auf Dünndruckpapier. (624 Seiten.) 10. Tausend. In Leinen M 6.—.

Pontoppidan, Henrik: Hans im Glück. Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. Zwei Bände. (880 Seiten.) 10. Tausend. In Leinen M 10.—.

Der Traum der Roten Kammer. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. (789 Seiten.) In Leinen M 12.—.

Kunst

Allesch, Johannes von: Michael Pacher. Mit 113 Abbildungen. In Leinen M 12.50.

Beenken, Hermann: Bildhauer des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Gerstenberg, Curt: Hans Multscher. Mit 175 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Glaser, Curt: Lukas Cranach. Mit 121 Abbildungen. In Leinen M 9.—.

Jantzen, Hans: Deutsche Bildhauer des dreizehnten Jahrhunderts. Mit 136 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Meller, Simon: Peter Vischer. Mit 145 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Rilke, Rainer Maria: Auguste Rodin. Mit 96 Bildtafeln. 53. Tausend. In Leinen M 7.—.

Scheffler, Karl: Der Geist der Gotik. Mit 100 Bildtafeln. 44. Tausend. In Leinen M 7.—.

– *Deutsche Maler und Zeichner im neunzehnten Jahrhundert.* Mit 77 Bildtafeln. 12. Tausend. In Leinen M 11.—.

– *Holland.* Mit 100 Bildtafeln. In Leinen M 12.50.

– *Italien.* Tagebuch einer Reise. Mit 118 Bildtafeln. 17. Tausend. In Leinen M 12.50.

– *Paris.* Notizen. Mit 87 Bildtafeln. 9. Tausend. In Leinen M 12.50.

Schmidt, Paul Ferdinand: Philipp Otto Runge. Sein Leben und sein Werk. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 9.—.

Steindorff, Georg: Die Kunst der Ägypter. Mit 200 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. In Leinen M 12.50.

Tsudzumi, Tsuneyoshi: Die Kunst Japans. Herausgegeben vom Japan-Institut, Berlin. Mit 8 farbigen Tafeln und 127 Abbildungen. In Leinen M 20.—.

Dieses Werk hat der japanische Kunsthistoriker in deutscher Sprache geschrieben.

Weinberger, Martin: Wolfgang Huber. Mit 135 Abbildungen. In Leinen M 10.50.

Die 4.50-Bücher

Bühler, Johannes: Das erste Reich der Deutschen. Von der Völkerwanderung bis zur Reformation. Mit 80 Bildtafeln. In Leinen M 4.50.

Inhalt: Die Germanen – Das Frankenreich – Die Sächsischen und Salischen Kaiser – Die Hohenstaufen – Fürsten und Ritter – Die Deutschordensritter und der Ordensstaat Preußen – Der deutsche Bauer – Bürger und Hanse – Das deutsche Geistesleben im Mittelalter – Klosterleben im deutschen Mittelalter.

Deutsche Erzähler. Ausgewählt und eingeleitet von Hugo von Hofmannsthal. Die früher vierbändige Ausgabe jetzt in einem Bande. (1005 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Deutsche Heldensagen. Herausgegeben von Severin Rüttgers. Mit einem erklärenden Anhang. (616 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Goethe und seine Welt in 580 Bildern. Herausgegeben von Hans Wahl und Anton Kippenberg. In Leinen M 4.50.

Schwab, Gustav: Sagen des klassischen Altertums. Vollständige Volksausgabe in einem Bande mit 96 Zeichnungen von J. Flaxman. (1020 Seiten.) In Leinen M 4.50.

Die schönsten Geschichten aus Tausendundeiner Nacht. Volksausgabe in einem Bande. 17. Tausend. In Leinen M 4.50.

Waldmann, Emil: Albrecht Dürer, Sein Leben und seine Kunst. Mit 192 Bildtafeln. In Leinen M 4.50.

Die 3.75-Bücher

Huch, Ricarda: Das Leben des Grafen Federigo Confalonieri. Roman. Volksausgabe. In Leinen M 3.75.

Stifter, Adalbert: Der Nachsommer. Ungekürzte Volksausgabe. In Leinen M 3.75.

Timmermans, Felix: Das Jesuskind in Flandern. Mit Zeichnungen des Dichters. In Leinen M 3.75.

Inhalt

Bilder

Den Umschlag zeichnete Rudolf Koch
Gedruckt von der Offizin Poeschel & Trepte in Leipzig


Stanford University Libraries
3 6105 010 671 423

